Ex Libr: Ios: Ant: Imhof de
Spielberg Coll: Ecc: S: Petri
Præp: et S: Maurit: Dec: A.V:

Gs
6345
-4-

Briefe über die Schweiz

von

C. Meiners

Kön. Großbrittan. Hofrath und ord. Lehrer der Weltweisheit
in Göttingen.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Vierter Theil.

Mit Bewilligung des rechtmässigen Verlegers.

Tübingen 1791
In der J. G. Cottaischen Buchhandlung.

Briefe über die Schweiz,

von

C. Meiners,

Königlich Großbritannischem Hofrath,
und ordentlichem Lehrer der Weltweisheit
in Göttingen.

Vierter Theil.

Sechster Brief.

Bern, am 15. Aug. 1788.

Theuerster Freund,

Ich habe diese letzten Tage her unzähligemal an die große Verschiedenheit von Empfindungen gedacht, mit welchen ich im Jahr 1782, und mit welchen ich vorgestern nach Bern kam. Vor sechs Jahren hatte ich außer Herrn Höpfner keinen Freund, nicht einmal einen persönlichen Bekannten in Bern. Dieser Mangel von Bekanntschaften, verbunden mit den Gerüchten von Bernischer Kälte und Stolz, machten mich eher eine ungünstige Aufnahme fürchten, als eine günstige hoffen. Jetzo reiste ich nach Bern, wie in meine Vaterstadt. Ich wußte gewiß, daß ich viele treue, und geprüfte Freunde wieder umarmen, und daß die Zahl meiner Freunde und Gönner sich noch vermehren würde. Besonders rührend war für uns der Eifer, womit die jungen Berner, die seit einigen Jahren in Göttingen studirt haben, uns aufsuchten, und uns ihre Eltern, oder Geschwister zuführten; und, nicht bloß rührend, sondern beschämend war die Wärme des Danks, womit sie sich der geringen Gefälligkeiten erinnerten, die sie in unserm Hause genossen hatten.

Einen unvergeßlichen Beweis inniger Ergebenheit und Anhänglichkeit gaben mir meine jungen Bernischen Freunde, die hier mit dem Namen der Göttinger bezeichnet werden, bey einem Vorfall, der seit meinem Hierseyn ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit war, und den ich um desto mehr eile, Ihnen in seiner wahren Beschaffenheit bekannt zu machen, da ich voraussehen kann, daß er auf die abenteurlichste Art werde vergrößert, und verunstaltet werden. In der zweyten Ausgabe meiner Briefe über die Schweiz hatte ich nicht bloß die Nachricht wiederholt: daß das Bernische Regiment in französischen Diensten den Ruf habe, das verdorbenste unter allen Schweizer-Regimentern zu seyn, sondern ich hatte auch noch in einer Note hinzugesetzt: daß die Officiere dieses Regiments an mich hätten schreiben lassen, um mich in Rücksicht der Sitten ihres Corps eines Bessern zu belehren, daß ich aber nach den sorgfältigsten Erkundigungen meine erste Nachricht nicht anders, als bestätigen könne. Die Bekräftigung dieses ungünstigen Gerichts und Urtheils hatte die Officiere des Bernischen Regiments, die man hier kurz weg die Französischen zu nennen pflegt, äußerst aufgebracht, und in denen, die sich jetzo in Bern aufhalten, den Gedanken erregt: daß man mich, wenn ich nach Bern komme, bewegen möge, ihnen Genugthuung zu geben, indem ohne eine solche Genugthuung mein Aufenthalt in Bern der kränkendste Triumph über sie und ihr Regiment seyn, und auswärtige in dem Wahn bestärken wür-

de, daß mein Urtheil wahr seyn müsse, weil niemand sich dagegen geregt habe.

Von allen diesen Bewegungen, welche eine in Teutschland kaum bemerkte Stelle meiner Briefe veranlaßte, wußte und ahndete ich nicht einmal bey meiner Ankunft das geringste. Auch vernahm ich am ersten Tage meiner Ankunft nichts davon, weil ich diesen ganz in dem Genuß des frohen Wiedersehens meiner Frau, und meiner vertrautesten Freunde zubrachte. Da ich aber am folgenden Morgen Besuche machte, erzählte mir einer meiner Bekannten, daß die französischen Officiere sich an den Herrn Schultheißen von Sinner, und an ihren Chef, den Herrn General von Ernst gewandt hätten, damit diese mich bereden, oder nöthigen möchten, mein Urtheil über ihr Regiment zu widerrufen. Wenn diese Herren das Gesuch nicht kräftig unterstützen würden, so sollten, hieß es, die Officiere erklärt haben, daß sie gezwungen seyn würden, sich selbst Genugthuung zu verschaffen. Ich erwiderte auf diese Erzählung: daß, so groß meine Hochachtung gegen den Herrn von Sinner sowohl, als gegen den Herrn von Ernst sey, und so ehrenvoll mir die Erlaubniß seyn würde, solchen verdienstvollen Männern aufwarten zu dürfen, ich doch niemals zu diesen Herrn gehen würde, um vor ihnen, als vor meinen Richtern und Obern, Rechenschaft von meinem Thun und Lassen zu geben. Wenn jemand in Bern Ursache zu haben glaube, sich wider mich zu beschweren, so wisse ein

jeder das Forum, wo man mich belangen könne. Drohungen und Gewalt seyen, so wie überhaupt sehr unzureichende Mittel, sich eine wahre Genugthuung zu verschaffen, also auch bey mir vermöge meiner ganzen Denkungsart sehr übel angebracht; denn ich würde eher alles wagen, und alles geschehen, als durch Drohungen mich bewegen lassen, etwas zu widerrufen, was ich für wahr, oder etwas zu sagen, was ich für falsch zu halten Ursache hätte.

Ich war kaum von meinen Besuchen nach Hause gekommen, als mein verehrungswürdiger und allgemein verehrter Freund Herr Pfarrer Rengger in mein Zimmer trat, und mir voll theilnehmender Bekümmerniß das meiste von dem bestätigte, was man mir kurz vorher erzählt hatte. Die französischen Officiere, sagte er, hätten ihrem General erklärt: daß, wenn ich das über sie gefällte Urtheil nicht zurücknähme, sie den Dienst verlassen, oder in die verdrießlichsten Händel verwickelt werden würden. So bald nämlich mein Urtheil durch die Uebersetzung meiner Briefe in Frankreich bekannt würde, so würde das Regiment nicht nur den Credit verlieren, den es bisher gehabt, und behauptet habe, sondern man würde auch den Officieren allenthalben Vorwürfe machen, und diese würden daher gezwungen seyn, sich in allen Besatzungen herumzuschlagen. Ueberdem fürchte der Herr General mit Recht, daß, wenn der üble Ruf des verdorbensten Corps auf seinem Regimente haften bliebe, und noch immer mehr verbreitet würde, alsdann die ersten Familien in Bern

Bedenken tragen würden, ihre Söhne in ein solches verrufenes Regiment zu geben, welches ihm nothwendig sehr unangenehm, und dem Corps äußerst nachtheilig seyn müßte. Endlich seyen durch die Schritte der Französischen Officiere solche Gährungen zwischen diesen, und meinen zahlreichen Freunden entstanden, daß, wenn diese Gährungen nicht bald auf die eine, oder die andere Art gedämpft würden, man in kurzer Zeit Auftritte erwarten müßte, wodurch die vornehmsten Geschlechter vielleicht auf mehrere Menschenalter würden entzweyt werden.

Nach dieser Erzählung meines vortrefflichen Freundes erklärte ich sogleich, wie Sie auch ohne meine Versicherung glauben würden, daß ich bereit sey, alles, was in meinen Kräften sey, zu thun, um die schlimmen Würkungen der das Bernische Regiment betreffenden Stelle aufzuhalten; daß ich bereit sey, alles Unrecht, was ich angethan haben möchte, wieder gut zu machen, und jede falsche Nachricht, die sich meines eifrigen und unpartenischen Forschens nach Wahrheit ungeachtet in meine Briefe eingeschlichen habe, gleich mehrern andern so öffentlich als feierlich, als man wolle, zu widerrufen: nur müsse man nicht verlangen, daß ich Personen, die sich mir anvertraut hätten, verrathen, oder wider besser Wissen und Gewissen reden, und mit der Wahrheit zugleich meine Ehre aufopfern solle. Wenn mein Freund Rengger, und andere glaubwürdige Männer in Bern mir versicherten, daß das dem Bernischen Regiment nachtheilige Gerücht, welches ich bey meinem ersten

Aufenthalt in Bern gehört, und das mir nachher von verschiedenen Personen bestätiget worden, falsch sey; so wollte ich ohne Bedenken zum Herrn General von Ernst gehen, meinen freylich unvermeidlichen Irrthum bekennen, und versprechen, daß ich bey der ersten Gelegenheit eben dieses öffentlich thun, und für die Weglassung der unrichtigen Stelle in der französischen Uebersetzung sorgen würde, wenn diese mir anders vor dem Druck mitgetheilt werde. Diese meine Erklärung verursachte meinem Freunde Rengger die lebhafteste Freude, und er hoffte gewiß, daß sie auch dem Herrn General, und den Officieren des Bernischen Regiments genugthun werde. Zugleich betheuerte er mir, daß die Nachricht, die mir über die verdorbenen Sitten des Bernischen Regiments mitgetheilt worden, falsch sey: welches ich allein daraus schließen könne, daß die vornehmsten Familien ihre Söhne vorzüglich gerne bey diesem Regimente anzubringen suchten. Wenn sein Zeugniß mir nicht entscheidend genug scheine, so solle ich alle meine übrigen Freunde fragen, und ich werde gewiß allenthalben Antworten erhalten, die mit seiner Aussage übereinstimmten, welches auch wirklich geschah. Uebrigens rathe er mir nicht, sogleich zum Herrn General von Ernst zu gehen. Der Herr General sey wegen seines langen Dienstes in Frankreich der teutschen Sprache weniger mächtig, als der Französischen; und mir werde es vielleicht nicht angenehm seyn, eine Unterredung, in welcher jedes Wort sorgfältig abgewogen werden müsse, in einer andern, als

meiner Muttersprache zu führen. Am besten also sey es, meine Gedanken in einem Schreiben an den Herrn von Ernst zusammen zu fassen, welchem Rath ich auch unverzüglich folgte. Herr Pfarrer Rengger und Herr Professer Spittler sahen und billigten beide den Brief, den ich jetzo hersetzen will.

Schreiben

an den Herrn General von Ernst.

Ew. Excellenz werden geneigtest erlauben, daß ich Denenselben wegen einer Sie sowohl, als mich betreffenden Angelegenheit schriftlich aufwarten darf. Ich würde mir diese Freyheit persönlich genommen haben, wenn ich der Französischen Sprache so mächtig wäre, daß ich meine Gedanken darin ohne Anstoß vortragen könnte.

Mit vielem Bedauern höre ich hier, daß meine Aeußerungen über Ihr Regiment Unzufriedenheit, und Wunsch von Genugthuung in mehrern Mitgliedern desselben erregt hat. Allein das Urtheil, welches ich in meinen Briefen über das Bernische Regiment gefället habe, vernahm ich von mehrern Männern, die ich für glaubwürdig zu halten Ursache hatte. Ich wiederholte dies Urtheil öffentlich, weil ein Schriftsteller in Teutschland die Freyheit hat, seine Meynung und Nachrichten über ganze Corps, wie über ganze Völker, Regierungen, Stände, und Geschlechter ungescheut drucken zu lassen. Die Namen der Männer, von denen ich das Urtheil über das

Bernische Regiment empfing, weiß ich nicht genau mehr, und wenn ich sie wüßte, würde ich sie nie sagen. Eine solche Verrätherey würde nicht nur mich verächtlich machen, sondern auch gefährliche Feindschaften unter Familien und einzelnen Personen nach sich ziehen.

So sehr ich aber bisher Ursache hatte, mein gefälltes Urtheil für richtig zu halten, so habe ich doch bey meinem zweyten Aufenthalt in Bern von nicht weniger glaubwürdigen, und vielleicht unparteyischeren Männern, als meine ersten Gewährsmänner waren, erfahren, daß nicht nur das erste Urtheil zu hart sey, sondern daß auch mehrere der respectabelsten Familien in Bern sich bemühen, ihre Söhne vorzüglich in das Regiment zu bringen, das von Ew. Excellenz angeführt wird. Ich werde daher bei der ersten ungezwungenen Gelegenheit in Teutschland meinen Irrthum anerkennen, und zugleich dafür sorgen, daß in der mir angekündigten französischen Uebersetzung meiner Briefe die ganze Stelle samt der Note weggelassen werde.

Wenn ich in der Note sagte, daß die Officiere des Regiments an mich hätten schreiben lassen, so wollte ich damit weiter nichts andeuten, als daß zur Vertheidigung des Regiments an mich geschrieben worden. Wenn Ew. Excellenz es nothwendig finden, daß auch dieses öffentlich erklärt werde, so werde ich nicht ermangeln, es zu thun.

Wenn diese Erklärungen nicht hinreichend seyn sollten, so bin ich erbötig, eine jede andere zu geben.

die mit der Wahrheit, und mit meiner Ehre vereinbar ist. Ew. Excellenz können von diesem Briefe einen jeden Gebrauch machen, welchen Sie gut finden. Ich habe die Ehre, u. s. w.

Dieser Brief war nicht viel über eine Stunde abgeliefert, als ich mit Vergnügen erfuhr, daß der Herr General mit dem Inhalte desselben zufrieden sey, und daß die vornehmsten Herren von der Regierung sich gleichfalls sehr gefreut hätten, daß die Sache, welche er betraf, so bald, und so glücklich beygelegt worden. Die eigenhändig geschriebene Antwort des Herrn Generals von Ernst war mit einer schmeichelhaften Einladung auf sein Landgut begleitet; eine Ehre, die ich gewiß nicht unbenutzt lassen werde, wenn mir anders Zeit dazu übrig bleibt. Ungeachtet der Brief des Herrn Generals nichts enthält, weßwegen ich denselben nicht allgemein bekannt werden lassen dürfte, so wage ich es doch nicht, ihn ohne ausdrückliche Erlaubniß zum Vorzeigen an meine Göttingischen Freunde und Bekannte beyzulegen. Auch ohne weitere Anfrage aber darf ich Ihnen, wie ich glaube, einen treuen Auszug, in welchem nichts wesentliches weggelassen ist, mittheilen.

Antwort

des Herrn General von Ernst, im Auszuge.

Ich habe mit Vergnügen aus Ihrem Briefe gesehen, daß Sie die Uebereilung mißbilligen, womit

Sie das Corps der Officiere beym Bernischen Regiment gerichtet haben. Wenn Sie sich bey Personen erkundigt hätten, die mit den Officieren des Regiments in genauer Verbindung sind, so würden Sie gefunden haben, daß die Officiere voll von Gefühlen der Ehre und Rechtschaffenheit sind, und daß, wenn auch einer oder der andere sich wegen seiner Jugendhitze von dem Wege der guten Sitten entfernt, deßwegen die übrigen nicht verdienten, daß Sie von ihnen eine so nachtheilige Beschreibung machten. Allein ich will mich bey diesem Gegenstande nicht länger aufhalten, und entledige mich des Auftrages, Ihnen im Namen der Officiere meines Regiments, die jetzo in Bern sind, zu sagen, daß sie eben so sehr, als ich, mit dem Versprechen zufrieden sind, die Stelle und Note, welche sie betreffen, bey ihrer Ankunft in Teutschland zu ändern, und in der französischen Uebersetzung alles weg zu lassen. Ich werde daher von Ihrem Briefe keinen andern Gebrauch machen, als ihn an das Regiment schicken, damit alle Officiere die gerechte Genugthuung erfahren mögen, welche Sie ihnen zu geben gewillt sind. Ich habe die Ehre u. s. w.

Weil nicht viel Scharfsinn dazu gehört, um vorauszusehen, daß viele Personen über meinen Brief urtheilen werden, die ihn nicht gelesen haben; so habe ich dem Herrn Pfarrer Rengger eine Abschrift desselben gegeben, damit er diejenigen zurechtweisen, oder beschämen möge, die auf eine mir ungünstige Art von den Bewegungsgründen oder dem Inhalt mei-

nes Schreibens reden möchten. Von Ihnen, theuerster Freund, darf ich mit Zuversicht hoffen, daß Sie mein Betragen billigen, und finden werden, daß ich auch hier nicht auf eine meines Characters oder Standes unwürdige Art gehandelt habe. — Ich bin, u. s. w.

Siebenter Brief.

Bern, am 19. Aug. 1788.

Ich schmeichle mir, mein Bester, daß ich Sie diesmal von Bern aus, und über Bern mit nicht weniger interessanten Nachrichten unterhalten werde, als im Jahr 1782. Die Freymüthigkeit, womit ich in meinen gedruckten Briefen über Bern geredet habe, hat mir nicht, wie man hätte befürchten sollen, Herzen und Thüren verschlossen, sondern vielmehr haben verschiedene Personen in und außer Bern sich mir unaufgefordert genähert, und haben mir die wichtigsten Nachrichten anvertraut, weil sie bey aller ihrer Vaterlandsliebe überzeugt sind, daß ein Staat, der so gut eingerichtet ist, als der Bernische, das Licht der Wahrheit nicht scheuen dürfe. Wenn ich nur alles hätte behalten, und mehr hätte auszeichnen, und abschreiben können! Ich werde während der kurzen Zeit, die wir noch in Bern zuzubringen gedenken, die frühen Morgenstunden dazu anwenden, um Ihnen alles mitzutheilen, was ich gesehen, gehört, und

gelesen habe, und was noch nicht aus meinem Gedächtnisse verschwunden ist.

Als ich vor sechs Jahren in Bern war, hatte ich lange nicht so viel Gelegenheit, als jetzo, die außerordentliche Freygebigkeit zu bewundern, womit die Natur die Lage dieser Stadt in der Nähe und Ferne ausgeschmückt hat. Fast alles, was die mütterliche Erde Schönes und Nützliches hervorbringt, ist in dem gesegneten Thale enthalten, das auf der einen Seite von der majestätischen Kette der hohen Alpen, und auf der andern Seite von dem mächtigen Arme des Jura eingeschlossen ist — und in dessen Mitte ohngefähr sich das glückliche Bern an einem beynahe von der Aar ganz umschlungener Hügel auf eine solche Art emporhebt, daß man aus der Stadt, und den nahe liegenden Landhäusern die unaussprechlich schönen und großen Schauspiele und Werke der Natur in ihrer ganzen Herrlichkeit überschauen, und genießen kann. Diese Reichthümer und Wunder der Natur habe ich von der Platte-Forme und aus den Zimmern meines Freundes Rengger, vom Walle, und von der Enggi, auf den Campagnen der Herren von Manuel, und Freudenreich, von Mutach und von Tiller, von Tscharner und Zeerleder, von Braun, und Wyttenbach in allen Tageszeiten, aus den verschiedensten Gesichtspuncten, und bey den mannigfaltigsten Beleuchtungen mit immer neuem Entzücken betrachtet. Nie sah ich von Bern aus die ganze Reihe der Schneegebirge vom Titlis bis an die Gemmi bey bedecktem

Himmel, aber einer reinen und trocknen Luft so deutlich, als auf einer Terrasse nahe an dem Landhause des Herrn von Manuel, mit welcher in Ansehung der Aussichten, die sie gewährt, nur wenige Standpuncte um Bern verglichen werden können. Hier entdeckte ich zum erstenmale drey beschneyte Spitzen links vom Wetterhorn weg, unter welchen die entfernteste wahrscheinlich die Rolle, oder das weiße Haupt des Titlis ist. Nicht weniger neu war mir das seltene und überirdisch milde bläuliche Licht, womit an dem Abend, den wir auf den Campagnen der Herren von Tillier, und Wyttenbach zubrachten, die Schneeberge nach der prächtigsten Vergoldung umflossen waren, und das durch unmerkliche Verwandlungen immer matter und blasser wurde, bis es sich zuletzt in einen weißen Schimmer auflösete. In den Landhäusern und Gärten der Berner sind Bequemlichkeit und Reinlichkeit, ohne Pracht und mühseligen Putz, haushälterische Sparsamkeit, und geschmackvolle Benutzung vortheilhafter Gesichtspuncte in einem erfreulichen Bunde vereinigt, und die Herren von Bern haben nicht nöthig, die größten Könige, und die reichsten Fürsten um ihren Pomp, und alle ihre Kostbarkeiten zu beneiden, wenn sie in ihre friedlichen und bescheidenen Landhäuser einen gebildeten Geist, Begierde nach nützlichen Kenntnissen, Bewußtseyn wahrer um das Vaterland erworbener Verdienste, und ein genügsames und genußfähiges Gemüth mitbringen, das sich alles des Guten erfreuen kann, was die Vorsehung ihnen geschenkt,

und die Tugenden der Vorfahren erworben haben. Wenn die vornehmen Berner auch gar keine vorzügliche Kenntnisse zu besitzen brauchten, um alle die Würden, welche ihre Republik zu vergeben hat, zu erlangen; so sollten sie sich dergleichen bloß aus dem Grunde zu erwerben suchen, um die glückliche Muße, die sie während der schönen Jahrszeit auf ihren Landgütern und Landhäusern genießen, mit desto reinern, und menschlicheren Freuden ausfüllen zu können.

Eben deßwegen, weil Bern in den letzten Jahren an nützlicher Thätigkeit, an wahrer Aufklärung, und guten Sitten gewonnen hat, eben deßwegen sind viele alte Mißbräuche abgeschafft, oder gemildert, und viele neue treffliche Anstalten, und Einrichtungen gemacht worden. Hieher gehören vorzüglich das politische Institut, das neue Werkhaus und Zuchthaus, und das neue Waisenhaus, und in einigen Jahren wird man dahin auch ein neues, der mächtigen und reichen Republik würdiges Rathhaus oder Versammlungshaus des großen und kleinen Raths, so wie der übrigen hohen Collegien, rechnen können. Das bisherige Rathhaus hat durch den letzten Brand so sehr gelitten, daß es nicht der Mühe werth ist, dies alte Gebäude, an dem niedrigen und gefährlichen Platze, wo es steht, wiederherzustellen. Das Archiv des Standes, und ein großer Theil des Schatzes waren in Gefahr, von den Flammen verzehrt zu werden, weil man wegen der Häuser, die unmittelbar an das Rathhaus hinangebaut sind, und wegen der breiten und reißenden Aar, die dicht hinter demselben

wegfließt, nicht an den Ort gelangen konnte, wo das Feuer am wüthendsten war. Wenn man den Schaden sieht, den der Brand verursacht hat, und den er sehr leicht hätte hervorbringen können, so erstaunt man nicht so wohl darüber, daß man vormals, wo man nur noch wenige Schätze zu verwahren hatte, die Niederlage der öffentlichen Gelder und Urkunden an einen solchen rettungslosen, und mit Privathäusern nahe umgebenen Ort hingebaut, sondern daß man das Versehen der Vorfahren, und die in die Augen fallende Gefahr, welcher alle öffentliche Schätze ausgesetzt waren, nicht früher wahrgenommen hat. Die Versammlungs-Säle des großen und kleinen Raths, und mehrere hohen Collegien sind in dem letzten Brande verschont geblieben. In diesen findet man weder Größe, noch Pracht, deren sie, besonders der erstern, wegen ihrer Niedrigkeit nicht fähig waren; allein sie sind ohne Ausnahme heiter und sauber, und für die Bequemlichkeit und Gesundheit der anwesenden Häupter des Staats auf das vortheilhafteste eingerichtet. Gewiß wird man in den neuen Versammlungssälen des großen Raths, und der Teutschen Appellations-Cammer die einfachen und treffenden Sprüche nicht vergessen, die bisher den Regenten und Richtern des Volks mit goldenen Buchstaben gemahlt, stets vor Augen schwebten: Iuste iudicate filii hominum, und audiatur et altera pars. Man versichert, daß diese Denksprüche schon manchmal den Berathschlagungen und Entscheidungen der Väter des Volks eine bessere Richtung gegeben haben, wenn sie

in Augenblicken, wo man sie zu vergessen in Gefahr war, in Erinnerung gebracht, und den Gegenwärtigen mit Nachdruck an's Herz gelegt wurden. Man untersucht schon eine Zeitlang die Plane des neuen Rathhauses, die von geschickten Künstlern entworfen worden; allein man ist noch nicht einig, wo, und nach welchem Maaßstabe man dies öffentliche Monument aufführen lassen will. Einige Glieder der Regierung sind der Meynung, daß man an das neue Rathhaus nicht mehr, als 4 bis 500,000 Pfunde wenden müsse; andere hingegen glauben, daß eine reiche Republik keine Ursache habe, den Aufwand zu bereuen, wenn ein solches für Jahrhunderte zu errichtendes Denkmal auch eine, oder anderthalb Millionen kosten sollte.

Zu den merkwürdigsten Einrichtungen, die seit meiner letzten Anwesenheit in Bern gemacht werden, gehört das politische Institut, oder die neue Erziehungsanstalt für die patricische Jugend. Dies politische Institut ist zwar jetzo noch sehr unvollkommen, erfüllt aber doch wengistens einen Theil der geistigen Bedürfnisse, die bisher fast ganz unbefriedigt blieben. Auf der bisherigen sogenannten Akademie, die gleich nach der Reformation gestiftet, und im vergangenen und gegenwärtigen Jahrhundert immer mehr und mehr erweitert wurde, hielt man meistens solche Vorlesungen, die nur jungen Geistlichen interessant, und brauchbar waren; oder wenn man auch andere Wissenschaften vortrug, die Nicht-Geistlichen nützlich hätten werden können, so wurden diese doch von der edlen Bernischen

Jugend wenig, oder gar nichts besucht. Eine traurige Folge dieses fast gänzlichen Mangels zweckmäßiger öffentlicher Lehranstalten für die künftigen Regenten und Richter des Volks war diese, daß die Söhne der patricischen Geschlechter in ihren väterlichen Häusern von jungen Geistlichen unterrichtet wurden, die bisweilen ihren eigenen Studien noch oblagen, oder diese Studien kaum geendigt hatten. Wenn diese Lehrer der jungen Patricier auch alle die Kenntnisse und Gaben besaßen, die zur Geistesbildung ihrer Zöglinge nothwendig waren; so konnten sie sich doch nur kaum bey ihren Schülern bis in das vierzehnte Jahr derselben in dem gehörigen Ansehen erhalten. Mit dem vierzehnten Jahre entwuchsen die Bernischen Jünglinge nicht nur dem Unterricht ihrer bisherigen Lehrer, sondern auch beynahe aller väterlichen Gewalt, und blieben ohne genaue Aufsicht, ohne bestimmte Arbeiten, und ohne die Fähigkeit, sich selbst nützlich beschäfftigen zu können, ihrer unerfahrnen Jugend, und der Gesellschaft und den Beyspielen der übrigen Jünglinge von gleichem Alter überlassen. Manche Väter entledigten sich der ihnen zu schweren Erziehung dadurch, daß sie ihre Söhne in die fremden Regimenter schickten, wo aber junge Leute, die gleichsam auf der Gränzscheide des Knaben- und Jünglingsalters waren, für Herz und Sitten mehr zu fürchten hatten, und für den Geist weniger gewinnen konnten, als in der Vaterstadt. Andere Väter brachten ihre Söhne früh bey einem, oder dem andern Büreau an, um sie wenigstens durch frühe Uebung zu den öffentlichen

Geschäfften, welche sie dereinst verwalten sollten, geschickt zu machen; allein die leichten und mechanischen Arbeiten, die solchen neuen und wenig unterrichteten Jünglingen anvertrauet werden, konnten nur wenig zur wahren Bildung ihres Geistes beytragen, und überdem wurden die Büreaux durch die einander zuvoreilenden Väter mit so vielen ungeübten Mitgliedern überladen, daß der Staat sich genöthigt sah, den Eintritt in die Büreaux einem jeden, der noch nicht das achtzehnte Jahr erreicht habe, gänzlich zu untersagen. Nur die kleinste Zahl von Vätern war reich genug, oder hatte Entschlossenheit genug, um ihre Söhne auf ausländische Universitäten zu schicken; und auf diesen fürchtete man, daß die jungen Berner Geringschätzung, oder Gleichgültigkeit gegen die Vaterländische Verfassung schöpfen, und wenn sie ihre Zeit recht nützten, daß sie alsdann durch ihre vorzüglicheren Talente und Kenntnisse dereinst ein gefährliches Uebergewicht über ihre weniger glücklichen Zeitgenossen erhalten möchten.

Der fast gänzliche Mangel von Lehranstalten für die vornehmere Jugend fiel der Regierung in Bern schon lange auf. Man erkannte, oder beherzigte aber die unvermeidlichen Wirkungen dieses Mangels nicht genug, um kräftige Maaßregeln dagegen zu nehmen. Man erbaute für verlassene Waisen, für Arme und Kranke, selbst für Züchtlinge die weitläuftigsten und zum Theil prächtigsten Gebäude, und sorgte für den Unterhalt und die Pflege der einen, und für den Unterricht und die Besserung der andern mit väterlicher

Güte; allein die edlere Jugend, die dereinst den Staat regieren, Recht und Gerechtigkeit handhaben, und die Mitbürger gegen den Feind anführen sollte, ließ man in den verderblichsten Müßiggang, und alle Unordnungen des Müßiggangs versinken; gleich als wenn den jungen Bernischen Patriciern mit dem Rechte zu den ersten Würden auch zugleich die zu ihrer Verwaltung nöthigen Fertigkeiten und Kenntnisse angebohren würden. Erst im Jahre 1786 setzte die Regierung eine besondere Commission zur Untersuchung der verschiedenen Plane nieder, die über die Einrichtung der für die politische Jugend zu stiftenden Anstalten entweder schon bekannt gemacht waren, oder noch würden überreicht werden. Die Mitglieder dieser Schulcommission waren, wie die Urheber der neuen Erziehungsplane, darin mit einander einig, daß man für die Bildung der edleren Jugend sorgen müsse, und daß es am besten sey, wenn die neuen Anstalten für die politische Jugend mit der bisherigen Akademie verbunden würden; allein die Verfasser der neuen Entwürfe, und mit ihnen das ganze Bernische Publicum theilten sich in zwo entgegengesetzte, oder doch weit von einander abweichende Parteyen, so bald es auf die Zeichnung des Umrisses der neuen Anstalten, und auf die Angabe der Wissenschaften ankam, die der politischen Jugend vorgetragen werden sollten.

Die Herren Professoren T s c h a r n e r, I t h, und W i l h e l m i erklärten in ihrem Entwurf einer Erziehungsanstalt für die politische Jugend in Bern, den sie im Jahre 1786 drucken ließen, daß sie die

Vereinigung des politischen Instituts mit der Akademie, so sehr sie dieselbige auch gewünscht, dennoch unmöglich gefunden hätten. Ihre Absicht sey ferner gar nicht, der Regierung einen auf dem Papier vollkommnen, aber in der Ausführung unmöglichen Plan vorzulegen, sondern kürzlich die Zahl und Ordnung von Kenntnissen anzugeben, wodurch die gefährlichste, und bisher am wenigsten benutzte Zeit der Bernischen Jugend, der Zeitraum vom vierzehnten bis zum achtzehnten Jahre, zweckmäßig ausgefüllt werden könne, ohne die unwissende und träge Jugend auf einmal mit zu vielen Arbeiten zu überhäufen. Solche den künftigen Mitgliedern der Regierung nicht weniger, als den practischen Rechtsgelehrten, und selbst Officieren nützliche, oder unentbehrliche Kenntnisse seyen ihrem Ermessen nach die teutsche, und lateinische Sprache, die allgemeine und vaterländische Geschichte, die Philosophie, Physik, und Mathematik, endlich die Rechtsgelahrtheit, unter welcher man Naturrecht, allgemeines und helvetisches Staatsrecht, Römisches, und vaterländisches Privatrecht zusammenfassen müsse. Wenn man den damaligen Professor Müller, wie man wirklich die Absicht hatte, auf Kosten einiger Familien, und einiger sogenannten Familien-Kisten nach Bern berufe, so sey nur ein einziger neuer Lehrer für den Unterricht in der Teutschen und Lateinischen Sprache nöthig. Die übrigen Wissenschaften könnten alle von den schon vorhandenen Herren Professoren, Ith, Wilhelmi, Tralles, und den beiden Lehrern der Rechte vorgetragen

werden. Da der größte Theil der angesehenern Familien mit ihren Kindern während der schönen Jahrszeit auf dem Lande sey, so müsse jeder Cursus in sechs Monaten, vom Anfange Novembers bis in den Anfang Mays geendigt werden. Zur Erweckung und Unterhaltung des Fleißes würde es sehr nützlich seyn, wenn jährlich vierzehn Tage vor Ostern öffentliche Prüfungen in Gegenwart einiger Mitglieder des kleinen, und des großen Raths gehalten würden. Ausser der Besoldung des Lehrers der lateinischen und teutschen Sprache, die etwa aus vierhundert Cronen bestehen könne, brauche die Regierung den übrigen Lehrern keine Besoldungsvermehrungen zu geben, sondern nur zu verordnen, daß die Eltern der Schüler den Fleiß der Lehrer durch anständige Honorarien belohnten, die aber während des vierjährigen Unterrichts nicht über 15 neue Louisdo'r betragen sollten.

Von den jetzt erzählten Grundsätzen, und Vorschlägen wichen sehr viele Männer von großem Ansehen, von allgemein anerkannten Fähigkeiten, und Kenntnissen, und von dem bewährtesten Patriotismus und Verdiensten gänzlich ab. Einer dieser Patrioten ist der Herr von Bonstetten, jetziger Landvogt von Nyon, den Sie schon aus der schönen Schilderung eines Schweizerischen Hirtenvolks, und andern lesenswerthen Aufsätzen kennen. Dieser gab im Jahre 1786 zu Zürch zwo Abhandlungen über die Erziehung der Patricischen Familien in Bern heraus, worin besonders die Gebrechen der bisherigen Akademie, und die Mittel, denselben abzuhelfen, mit vie-

lem Scharfsinn untersucht werden. Herr von Bonstetten, und andere Patrioten waren zuerst der Meynung, daß alle unvollständige oder unzureichende Erziehungsanstalten mehr schädlich, als nützlich seyen, wenn dadurch nicht der Hauptzweck erreicht werde, die Väter der Nothwendigkeit zu überheben, ihre Söhne auf auswärtige hohe Schulen zu schicken. Eben diese Männer, welche wünschten, daß die neuen Erziehungsanstalten, gleich bey dem ersten Guß, oder Wurf die nöthige Vollkommenheit erreichen möchten: Eben diese hielten die Verbindung des Unterrichts der politischen, und ecclesiastischen Jugend oder die Versammlung von beiden in gemeinschaftlichen Hörsälen zum gemeinschaftlichen Unterricht wegen gewisser herrschender Vorurtheile zwar für schwer, aber nicht für unmöglich, indem man hoffen dürfe, daß die edlere Bernische Jugend eben das wieder thun werde, was sie bis an den Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts gethan habe, und was auf allen Teutschen hohen Schulen die Söhne aus den ersten selbst fürstlichen Geschlechtern noch immer zu thun kein Bedenken finden. Wenn die politische und geistliche Jugend mehrere Jahre lang dieselbigen Vorlesungen besuchte, so würde dadurch die heilsame, und von der weisen Regierung in Bern so oft gewünschte Wiedervereinigung, oder Annäherung der verschiedenen, nur zu sehr getrennten Stände mehr, als durch irgend ein anderes Mittel befördert werden.

Ein anderer unschätzbarer Vortheil der Vereinigung der neuen politischen Lehranstalt und der bishe-

rigen Akademie, oder der Erweiterung der bisherigen Akademie zu einer gemeinschaftlichen. Lehranstalt für die politische sowohl, als geistliche Jugend würde unfehlbar die Umschaffung und Verbesserung der bisherigen Akademie seyn, die eben so nothwendig, und eben so oft, und vergebens gewünscht worden sey, als die Errichtung von Lehranstalten für die politische Jugend. Es könne nichts widersinnigeres erdacht werden, als daß man die Polemik noch immer von einem besondern Lehrer vortragen lasse, daß dogmatische und Experimental-Physik getrennt, und hingegegen die hebräische Sprache mit der Katechetik, die griechische Sprache mit der philosophischen Moral, und die lateinische Sprache mit der Geographie und Universal-Geschichte verbunden sey, oder von demselbigen Lehrer vorgetragen werde. Wenn man also den Lehrstuhl der Polemik aufhebe, und die griechische Sprache mit der lateinischen, so wie die hebräische mit der Theologie verbinde; so gewinne man zwey erledigte Katheder, die man mit Lehrern der Natur-Geschichte, Botanik, und Mineralogie besetzen könne, welche Wissenschaften dem künftigen Geistlichen eben so nützlich, als dem Staatsmann, und wenigstens viel wichtiger, als die Streittheologie seyen. Auf diese Art könne man die bisherige Akademie nicht nur der geistlichen Jugend brauchbarer machen, sondern man könne auch ihre Fonds selbst dazu nutzen, um die Kosten ihrer Erweiterung zu einer Lehranstalt für die politische Jugend zu vermindern.

Es läßt sich voraussehen, daß die Männer, welche die bisherige Akademie zu einer gemeinschaftlichen und vollständigen Lehranstalt für die ganze Bernische Jugend erhoben wünschten, einen ausgedehnteren Plan von Lehrstunden, oder Wissenschaften für die politische Jugend entwarfen, als die Herren Tscharner, Ith, und Wilhelmi. Die ersteren glaubten, daß, wenn auch nicht das Studium der ganzen alten Litteratur, wenigstens die lateinische, teutsche, und französische Sprache, alle Theile der Weltweisheit und Mathematik, ferner Physik, Natur-Geschichte, Politik, Statistik, Technologie, Oekonomie, und Cameralwissenschaften, die politische Geschichte, vorzüglich die Geschichte der Schweiz, und des Cantons Bern, endlich das ganze vaterländische Recht, als nothwendige, oder höchst nützliche Wissenschaften gelehrt werden müßten.

Wenn man nun die beiden jetzo vorgelegten Entwürfe mit einander vergleicht, und dabey voraussetzt, daß der letztere nicht ganz unausführbar war; so sollte man denken, daß die Regierung in Bern kaum habe zweifeln können, welcher von beiden der nützlichste sey. Nichts desto weniger erklärte sich die Obrigkeit für den erstern Plan, und beschloß, daß nach demselben auf vier Probejahre ein politisches, von der Akademie abgesondertes Institut für die patricische Jugend gestiftet werden solle. Dies Institut wurde am 13. Nov. 1787 wirklich eröffnet, und die Einrichtung desselben, die von dem ersten Entwurf nur

in einigen Stücken abweicht, in einer besondern kleinen Schrift bekannt gemacht.

Man hat die Kenntnisse, die in diesem politischen Institut vorgetragen werden sollen, nach der Verschiedenheit des Alters, und den vorher gemachten Fortgängen der Zöglinge in zwo Classen: in vorbereitende, und eigentliche politische Wissenschaften abgetheilt. Die ersteren begreifen die Religion, die Sprachkunde, die Universal-Geschichte, und Statistik, die theoretische und Moral-Philosophie; und alle diese Kenntnisse werden in 2 Jahren, oder in eben so vielen Winter-halben Jahren, wöchentlich in 16 Stunden vorgetragen. Zu den andern rechnet man die vaterländische Geschichte, das allgemeine bürgerliche Recht, die Politik, die Policey- und Cameral-Wissenschaft, nebst einer practischen Anleitung zur Kunst des gerichtlichen Vortrags, und auch diese Wissenschaften werden in eben so vielen Semestern, und zwar wöchentlich in eilf Stunden gelehrt. Zu den Vorlesungen über Physik und Mathematik sind die Zöglinge des Instituts wenigstens vors erste nicht verbunden worden.

Die augenscheinlichen Gebrechen dieser Lehranstalt, besonders ihre Unvollständigkeit, oder ihr Unzureichendes, die Kürze des Unterrichts, die Länge der Ferien, der Mangel von Zucht sowohl, als von Aufmunterungen und Belohnungen, leuchten den unparteyischen Freunden des Instituts nicht weniger, als Ihnen und mir ein; allein indem man diese Gebrechen eingesteht, bemerkt man zu gleicher Zeit, daß

sie nach der ganzen Lage der Sachen unvermeidlich waren: daß man in Bern langsam gehen müsse, wenn man zum Ziele kommen wolle; daß das Institut nur ein bloßer Versuch und eine Stuffe zu etwas Besserem sey: und daß es seiner Unvollkommenheiten ungeachtet sehr viel Gutes gestiftet, und eine ausserordentliche Lernbegierde in der Bernischen Jugend hervorgebracht habe.

Je mehr ich den Schwierigkeiten nachdenke, welche das politische Institut, und eine bessere Einrichtung desselben gefunden hat, desto mehr überzeuge ich mich, daß Bern noch nicht reif genug für eine Lehranstalt sey, in welcher alle Personen, weß Standes sie immer seyn mögen, die zur gewissenhaften Führung ihrer künftigen Aemter und Geschäffte unentbehrlichen Kenntnisse, und Uebung im Arbeiten erlangen könnten. So lange in Bern die Nachtheile von Unwissenheit und Unfähigkeit nicht tiefer gefühlt, und die Vortheile einer zweckmäßigen Geistesbildung nicht allgemeiner anerkannt, so lange die Fähigen und Fleißigen nicht ermuntert, und belohnt, die Trägen und Unfähigen nicht zurückgesetzt, und Geburt oder Verbindungen und Empfehlungen allein ohne Kenntnisse und Anlagen als hinreichend angesehen werden, um in die Regierung, und zu den einträglichsten Aemtern zu gelangen; so lange werden Lehranstalten, die den Bedürfnissen des Staats nur einigermaaßen Genüge leisteten, entweder nicht errichtet, oder nicht, wie sie sollten, genutzt werden. Wer sollte es glauben, daß es Eltern in Bern gegeben ha-

de, die gegen das jetzige Institut, allein, oder vorzüglich aus dem Grunde eingenommen waren, und vielleicht noch sind, weil sie fürchteten, daß die 11 oder 16 Stunden, welche ihre Söhne in der einen Hälfte des Jahrs besuchen sollten, der Gesundheit ihrer zarten Lieblinge schaden möchten? *)

Die Einrichtung des neuen Waisenhauses in Bern, in welchem jetzo vierzig Knaben unterhalten werden, weicht, so viel ich urtheilen kann, von unsern Teutschen noch viel mehr ab, als das Zürchische, und als selbst das Schaffhäuser von den unsrigen abweichen wird. Die Nahrung, Wohnung, und Kleidung der Knaben sind so gut, oder besser, als Kinder von wohlhabenden Bürgern sie in ihren väterlichen Häusern finden. Mittags erhalten die Zöglinge des Bernischen Waisenhauses Suppe, Gemüse, Fleisch und Wein, Abends Suppe, und Gemüse ohne Fleisch und Wein. Beidemal essen sie in Gesellschaft ihrer drey Lehrer und des Oekonomus. Der Nahrung und Pflege ist der Unterricht vollkommen entsprechend; denn die Knaben des Waisenhauses werden auf eben die Art, und in eben den Kenntnissen, wie die Zöglinge in den übrigen Bernischen Schulen unterwiesen. Dies wäre allenfalls zweckmäßig, wenn der größte Theil derselben sich den Wissenschaften widmete. Allein da doch nur die kleinere Hälfte sich der Theologie, und dem geistlichen Stande zu bestimmen pflegt, und die

*) Eine weitläuftigere Nachricht und Beurtheilung des Politischen Instituts in Bern findet man in dem Göttingischen historischen Magazin, im vierten Bande 446 u. f. S.

wenigsten in die Regierung gelangen, so kann man mit Recht sagen, daß die Waisenkinder in Bern für ihren künftigen Stand zu gut, oder wenn man lieber will, zu mühselig gebildet, so wie zu sorgfältig genährt, und gepflegt werden. Wie vorzüglich Unterricht, und Pflege im Bernischen Waisenhause seyn müssen, läßt sich daraus abnehmen, daß mehrere angesehene Familien ihre Kinder in das Waisenhaus in die Kost geben. Außer dem Waisenhause giebt es eine ähnliche Anstalt für verwaiste Mädchen, deren sechszehn nach ähnlichen Grundsätzen umsonst erzogen werden. Ueber dies letztere Institut kann ich Ihnen weiter nichts schreiben, da ich keine Zeit gehabt habe, es durch eigene Beobachtung kennen zu lernen.

Viel wohlthätiger, wenn gleich weniger prächtig, als das Waisenhaus, sind das Arbeits- und Zuchthaus, oder das sogenannte Schellen-Werker Haus. Das erstere ist für diejenigen erbaut, die kleinere, nicht entehrende Vergehungen begangen haben. In das andere hingegen kommen ganz allein gröbere Sünder, deren Gesellschaft die Arbeitshäusler eben so sehr verderben, als beschimpfen würde. Beide Häuser verdienen als Muster nachgeahmt zu werden, und besonders kann man die Einrichtung des Zuchthauses nicht genauer kennen lernen, ohne den glücklichen Einfluß der Aufklärung auch auf diese Art von öffentlichen Anstalten zu segnen. Sie, mein Freund, werden gewiß eine kurze Nachricht von der jetzigen Einrichtung des Bernischen Zuchthauses mit dem lebhaftesten theilnehmenden Vergnügen lesen.

Noch vor wenigen Jahren herrschten in dem Bernischen Zuchthause eben die Mißbräuche, die vormals in solchen Häusern allgemein im Schwange waren, und großentheils noch sind. Zwar baute man im Jahre 1768 ein Arbeitshaus, um die geringern Verbrecher von den gröbern abzusondern; allein dieser Zweck wurde aus Mangel von gehöriger Aufsicht fast ganz vereitelt. Gröbere und weniger sträfliche Sünder wurden, nach wie vor, zusammengesperrt, und in Ansehung der Wohnung, Kleidung, und Nahrung gleich gehalten. Der Aufseher waren zu wenige, und diese wurden zu schlecht bezahlt. Eine Folge davon war, daß sich zu den Aufseherstellen gewöhnlich nur schlechte Leute meldeten, und daß diese sich unerlaubte Vortheile zu verschaffen suchten. Die Zuchthäusler arbeiteten gewöhnlich täglich nur sieben Stunden; die übrige Zeit arbeiteten die fleißigen für ihre eigene Rechnung, welches die Zuchtmeister gerne zugaben, und sogar begünstigten, weil sie sowohl bey dem Verkauf der Arbeiten, als bey dem Einkauf von Lebensmitteln, oder andern Nothwendigkeiten die Unterhändler waren. Der Abgaben ungeachtet, welche sich die arbeitenden Züchtlinge gefallen lassen mußten, geschah es häufig, daß fleißige Arbeiter, wenn sie aus dem Zuchthause entlassen wurden, funfzig bis hundert Thaler erspart hatten. Die zu kleine Zahl, die Nachlässigkeit, und Ungewissenhaftigkeit der Aufseher waren ferner Ursache, daß weder beide Geschlechter gehörig von einander, noch die Zöglinge überhaupt von der übrigen Gesellschaft so

abgesondert wurden, als sie hätten abgesondert werden sollen. Man konnte den Züchtlingen zuschleppen, und die Züchtlinge konnten das Zugeschleppte verzehren, wie sie wollten, wenn man sich nur vorher mit den Aufsehern abgefunden hatte. Wohnung, Kleidung, und Betten der Züchtlinge waren äußerst unreinlich, und ungesund; und nichts destoweniger kostete jeder Gefangene bloß an Kleidung und Nahrung in ältern Zeiten jährlich über 41 Cronen oder Thaler, weil die Aufseher mit dem, was ihnen zur Nahrung und Kleidung der Gefangenen anvertraut wurde, eben so wenig redlich umgingen, als sie ihre übrigen Pflichten erfüllten. Bey solchen Mißbräuchen wurde nur eine Nebenabsicht der Strafe von Züchtlingen erreicht: die Unfähigkeit der Gefangenen nämlich, ihren ehemaligen Mitbürgern zu schaden. Uebrigens wurden die Züchtlinge durch die schlechte Gesellschaft, in welcher sie waren, und wenn sie keine Lust zu eigenen Arbeiten hatten, durch die Gewohnheit zu faullenzen, viel mehr verdorben, als sie vorher gewesen waren. Für die Fleißigen war der Aufenthalt im Zuchthause eher eine vortheilhafte Pension, als eine Strafe; und nur diejenigen, die das Unglück hatten, den Zuchtmeistern zu mißfallen, waren der Willkühr, und Brutalität dieser eben so harten, als eigennützigen Menschen ausgesetzt. An die Besserung von Gefangenen durch die Erlernung und Uebung nützlicher Arbeiten, und durch einen vernünftigen Unterricht wurde gar nicht gedacht.

Ungefähr vor vier, oder fünf Jahren erhielt das Bernische Zuchthaus vorzüglich durch die erleuchtete, und patriotische Thätigkeit des Herrn Rathsherrn von Manuel eine ganz andere Einrichtung, bey welcher außer einer zweckmäßigen Strafe zugleich eine solche Besserung der Gefangenen bewirkt wird, als man bisher kaum für möglich hielt, daß in Zuchthäusern erreicht werden könne.

Zuerst vermehrte man die Zahl der Aufseher, und erhöhete ihren Gehalt; untersagte ihnen aber zugleich bey unvermeidlicher Strafe von Absetzung allen Kauf, und Verkauf in ihrem sowohl, als in der Gefangenen Namen, alles Verschenken, und heimliches Zustecken, und allen Gebrauch der Gefangenen zu ihrem eigenen Nutzen. Man wies dem Verwalter und Buchhalter, dem ersten, und dem Unterzuchtmeister, ihren Weibern und Mägden, der Köchinn, der Hausmagd, und dem Hausknecht, wie dem Teutschen Pfarrer, dem Teutschen und Französischen Schulmeister, und endlich dem Webermeister, einem jeden genau seine Geschäffte an. Der Weber- und Spinnmeister muß nicht bloß die ankommenden, und unwissenden Züchtlinge im Spinnen, oder Spuhlen, oder Weben, und andern hieher gehörigen Arbeiten unterrichten, sondern er muß auch den Züchtlingen die zu verarbeitenden Materialien austheilen, und Achtung geben, daß ein jeder seine Arbeit gut verrichte. Während der Arbeitsstunden der Züchtlinge also darf sich der Webermeister nicht entfernen, oder für sich selbst arbeiten. Einige Schläge mit dem so-

genannten Rinderzähm ausgenommen, dürfen weder der Ober= noch die Unterzuchtmeister die Züchtlinge ohne Vorwissen der Directoren abstrafen. Alle Aufseher sind verpflichtet, dafür zu sorgen, daß beide Geschlechter stets von einander abgesondert bleiben. Betteln, Trinken, und Stehenbleiben auf der Gasse sind gleich strenge untersagt.

Die Tage, und Stunden der Arbeit und Ruhe, und die Arbeiten selbst sind, und werden mit eben so vieler Weisheit, als Menschlichkeit ausgetheilt. Die Sonntage und hohen Festtage ausgenommen, sind alle übrige Tage des Jahrs zu Arbeitstagen bestimmt. Vom ersten April bis zum ersten October werden die Gefangenen Morgens um 4 Uhr, und vom ersten October bis zum ersten April um 5 Uhr aufgeweckt. Wenn sie sich angekleidet, und in der Arbeitsstube in Gegenwart des Zuchtmeisters gewaschen, und ein Morgengebet angehört haben; so gehen sie bis 7 Uhr an ihre Arbeit. Von 7 bis 8 Uhr ist Ruhestunde, und wird das Frühstück genossen. Von 8 bis 11 Uhr wird wieder gearbeitet, und dann von 11 bis 12 Uhr den Teutschen Züchtlingen von einem Teutschen, und den Französischen von einem Französischen Schulmeister Religions= Unterricht gegeben. Von 12 bis 1 Uhr essen, und ruhen die Gefangenen zum zweytenmal. Von 1 bis 4 Uhr ist wieder Arbeits= Zeit. Von 4 bis 5 Uhr wird zum Abendbrod die dritte Ruhestunde gegönnt. Von 5 bis 9 Uhr arbeiten die Züchtlinge, die Stunde des Nachtessens von 7 bis 8 Uhr ausgenommen. Nach 9 Uhr wird ein Gebet ver=

richtet, und nach diesem die Gefangenen zur Ruhe geführt. An Sonn- und Festtagen wird nicht bloß gesungen, gebetet, und ein Abschnitt aus der heiligen Schrift erklärt, sondern die Teutschen Gefangenen werden auch von einem Teutschen Pfarrer, und die Französischen von dem Französischen Schulmeister in der Religion unterrichtet.

Außer der Säuberung der Stadt, wozu täglich ohngefähr funfzig Personen gebraucht werden, hält man die Gefangenen im Hause zum Spinnen, Spuhlen, Weben, Wolle-Kratzen und ähnlichen Arbeiten an. Wer durch eine vorher erlernte Arbeit mehr verdienen kann, als durch die gewöhnlichen Hausarbeiten, dem werden Werkzeuge und Materialien dazu angeschaft. Alle Nothwendigkeiten des Hauses, Kleidungsstücke, Schuhe, Wagner-, Drechsler- und Schreiner-Arbeiten werden von den Züchtlingen selbst verfertigt. Die Geschicktesten und Fleißigsten beschäfftigt man am liebsten zu Hause; doch werden alle wenigstens zween Tage in der Woche außer dem Hause gebraucht, damit sie frische Luft schöpfen, und gesunde Bewegung haben.

Die Speisen bestehen für diejenigen Züchtlinge, die weder strafbar träge, noch vorzüglich fleißig sind, das ganze Jahr durch Morgens in einer Erbsensuppe und in Haberbrey, Abends in einer Habersuppe und Mittags in einer Gerstensuppe, und in einer Schüssel von trockenem oder grünem Gemüse oder Obst. Die Bewohner des Arbeithauses erhalten jeden Donnerstag statt des Gemüses Kaldaunen, und Sonn-

tags Fleischsuppe, und ein halbes Pfund Rindfleisch. Die Bewohner des Zuchthauses bekommen nur alle vierzehn Tage, oder jeden zweyten Sonntag Fleischbrühe, und Rindfleisch.

In beiden Häusern können die Züchtlinge durch ihren Fleiß oder Unfleiß ihre Kost sehr verbessern, oder verschlimmern; und diese Einrichtung halte ich für eine der vortrefflichsten, die jemals in solchen Häusern gemacht worden. Man theilt die Züchtlinge in Ansehung ihres Fleißes oder Unfleißes, und der Belohnungen und Strafen, die sie dadurch verdienen, in fünf Classen.

In die erste gehören die vorsetzlich Unfleißigen, die weniger Arbeit liefern, als man von einem jeden gesunden Menschen von mäßigen Kräften, und Geschicklichkeit verlangen kann. Diese erhalten zu ihrer Nahrung nichts, als Wasser und Brod. Die zweyte Classe machen diejenigen aus, die gerade nur so viel arbeiten, als man von einem jeden gesunden Züchtlinge fordert, und deren monatliche Arbeit nicht den Werth von 45 Batzen übersteigt. Die Züchtlinge der zweyten Classe, die nichts mehr thun, als was man ihnen aufgegeben hat, empfangen die gewöhnliche Portion der gewöhnlichen Speisen: nämlich ein halb Pfund Brod, Suppe, und einmal Zugemüs, wie man in der Schweiz sagt. Die dritte Classe enthält diejenigen, deren monatliche Arbeit wenigstens den Werth von 61 Batzen beträgt, und denen außer der Suppe zweymal Zugemüs, und $\frac{3}{4}$ Pfund Brod gereicht wird. Die Züchtlinge der vierten Clas-

se, von welchen man den Werth von 69 Batzen monatlicher Arbeit verlangt, erhalten dieselbigen Speisen, die denen der dritten Classe bestimmt sind; doch wird ihnen $\frac{1}{4}$ Pfund Brod mehr gegeben. Die fünfte und höchste Classe umfaßt endlich diejenigen, deren monatliche Arbeit auf 84 Batzen und darüber geschäzt wird. Den Fleiß solcher Züchtlinge belohnt man dadurch, daß man ihnen außer der Suppe, und dem doppelten Zugemüse noch Fleisch und Wein, und täglich $1\frac{1}{4}$ Pfund Brod gibt. Ueberdem können die fleissigsten Züchtlinge darauf rechnen, daß man ihnen bey der Entlassung ein ihrem Fleiße entsprechendes Prämium reichen werde, so wie die auf ihre ganze Lebenszeit zum Zuchthause verurtheilten Gefangenen hoffen dürfen, daß sie nach funfzehn Jahren ihre Freyheit wieder erlangen werden, wenn sie sich während ihrer Strafzeit ordentlich, und fleißig betragen haben.

Die musterhafte Einrichtung, vermöge deren man die Züchtlinge in Stand gesetzt hat, ihre Lage um verschiedene Grade zu verbessern, hat das Bernische Zuchthaus nicht nur zu einer Schule des Fleisses und der Besserung gemacht, sondern hat auch die Kosten desselben um mehr, als ein Viertel vermindert, ungeachtet man die Zahl und Besoldungen der Bedienten, und die Nahrung der fleißigen Züchtlinge beträchtlich verbessert hat. Im Jahre 1782 kosteten 190 Gefangene im Bernischen Zucht- und Arbeitshause 10991 Cronen. Ihr Verdienst betrug nicht mehr, als 5974 Cronen, und jeder Gefangene

also kostete jährlich 24 Cronen, 17 Batzen, $3\frac{1}{2}$ Creuzer. In den folgenden Jahren nahm die Zahl der Gefangenen, und die Summe des jährlichen Aufwandes immer zu, allein in gleichem Verhältnisse stieg auch der Gewinn der Arbeit der mit einander wetteifernden Züchtlinge, so daß im Jahre 1787 zwey hundert und fünf und sechszig Gefangene zwar eine Ausgabe von 14894 Cronen verursachten, aber auch 9835 Cronen durch ihre Arbeit wieder erwarben, und also nur 5059 Cronen als unersetzter Aufwand übrig blieben. Wenn man die Zahl der Züchtlinge in den vier letzten Jahren durch die Summen des reinen Aufwandes in eben diesen Jahren theilt, so ergibt sich, daß jeder Gefangene im Durchschnitt nur 18 Cronen und 2 Creuzer gekostet hat. Ungeachtet die Züchtlinge im Arbeitshause besser gekleidet und genährt werden, als die des Zuchthauses, so kosten doch die letztern mehr, als die erstern, weil sie mehr Bediente, und schärfere Aufsicht, als die letztern erfordern. Man hat berechnet, daß jeder Gefangene im Zuchthause täglich $12\frac{1}{2}$ Creuzer, und hingegen im Arbeitshause nur 12 Creuzer kostet.

Für die Zweckmäßigkeit und Reinlichkeit der Kleidung der Gefangenen kann nicht besser, als im Bernischen Arbeitshause und Zuchthause gesorgt werden. Man schneidet allen Gefangenen, die auf mehrere Jahre in das Zuchthaus verurtheilt sind, gleich nach ihrem Eintritt das Haar nahe am Kopfe ab, und dies wiederholt man alle zween Monate, die letzten sechs Monate vor der Entlassung ausgenommen.

Alle Gefangene müssen gleich nach ihrer Ankunft in ein Bad gehen, um sich ganz rein zu waschen, und wenn sie aus dem Bade kommen, so wird ihnen die Kleidung des Hauses angethan. Die Kleider hingegen, die sie mitbringen, werden der Frau des Zuchtmeisters zum Waschen übergeben, und hernach dem Verwalter überliefert, der sie, mit der Nummer des Gefangenen bezeichnet, bis zur Entlassung des letztern im Magazin aufhebt. Die Kleidung der Männer im Zuchthause besteht in einem kurzen, braunen, und schwarzgestreiften Rocke, von halb wollenem, und halb leinenem Tuche, in einem Wamms, und in langen Beinkleidern von demselbigen Zeuge. Rock und Wamms sind mit demselbigen Tuche, die Beinkleider aber mit Linnen gefuttert. Hiezu kommen noch im Winter wollene, im Sommer linnene Strümpfe, Schuh mit hölzernen Sohlen, und Mützen von eben dem Zeuge, aus welchem die übrigen Kleidungsstücke gemacht sind. Alle Kleidungsstücke sind mit der Nummer des Trägers bezeichnet, und an den Röcken der Zuchthäusler sind an der Brust die beiden Buchstaben S. H., und an den Röcken der Arbeitshäusler die Buchstaben A. H. ausgeschnitten, und mit weißem Tuche unterlegt. Jeder Züchtling hat wenigstens drey Hemden, wovon ihm Sonnabends ein reines zum Wechseln gegeben wird. Die Kleidung der Arbeitshäusler ist, wie die der Weiber, in beiden Häusern von demselbigen Stoff, aber blau von Farbe. Die Weiber erhalten außer einem Rock und Unterrock ein Corset, eine Jacke, und eine Kap-

pe ohne Spitzen, vier Hemden, und drey Schürzen. Eine vollständige Mannskleidung kostet im Zuchthause 7 Cronen, und im Arbeitshause 7 Cronen und 10 Batzen. Eine vollständige Weiberkleidung aber kostet im erstern Hause nur 4, und im letztern 4 Cronen und 20 Batzen. Ich habe nicht nöthig, Sie aufmerksam darauf zu machen, daß durch die ausgezeichnete Kleidung, und durch die Schur des Kopfes die Flucht der Gefangenen sehr erschwert wird. Alle Gefangene müssen wenigstens im Jahre einmal baden, und sich, so oft es nöthig ist, die Füße waschen.

Auf die Reinlichkeit der Häuser, und der Betten der Gefangenen wird nicht weniger Sorgfalt, als auf die Reinlichkeit ihrer Leiber, und Kleider gewandt. In jeder Woche werden alle Zimmer, Gänge, und Treppen Sonnabends bey offnen Fenstern und Thüren ausgefegt, und dies wird an den Gängen und Treppen Mittwochs wiederholt. Im Sommer bleiben die Thüren und Fenster der Schlafkammern den ganzen Tag offen; auch sind in den Arbeitsstuben stets einige Fenster geöffnet. Im Winter werden die Thüren wenigstens eine Stunde lang offen gehalten; und Zimmer und Gänge werden wöchentlich einigemal, und das Speisezimmer nach dem Essen allemal mit Wacholder geräuchert. — In jede Bettstelle gehört ein Unterbett, und Hauptküssen von Streu, zwo wollene Decken, und ein Paar Leintücher, die alle sechs Wochen geändert werden.

Unter den Anstalten, die man zur Sicherheit des Hauses, und zur Verwahrung der Flüchtlinge getroffen hat, sind einige vorzüglich bemerkenswerth. Sobald es finster wird, werden die Laternen in den Gängen angezündet; Lichter aber sind einzelnen Gefangenen eben so wenig, als Gabeln erlaubt; und Messer nur allein zum nothwendigen Gebrauch beym Essen. Der Zuchtmeister, der alle Schlüssel in seiner Verwahrung hat, ist verpflichtet, einigemal in der Woche alle Schlösser und Gitter zu besichtigen. Eben so oft werden die Kammern, Bettstellen, Unterbetten, Küssen, u. s. w. genau durchgesucht. — Alle Strafen, die man den Gefangenen zuerkannt und an ihnen vollzogen hat, werden in ein besonderes Buch geschrieben, das bey wiederholten Vergehungen gegen die Thäter als Kläger auftritt, und ihre Züchtigung erschwert. Leises Reden ist ohne Ausnahme, so wie alles Reden bey Tische verboten. Ausreißer, die man wieder ertappt, verlieren dadurch die Zeit der schon ausgestandenen Strafe, und beym zweyten Versuche werden die flüchtigen Arbeitshäusler in das Zuchthaus versetzt, und den Zuchthäuslern Springketten angelegt.

Bey den großen Vorzügen des Bernischen Zuchthauses haben mir nur zwey Stücke bedenklich geschienen: nämlich das Zusammenschlafen von Gefangenen in Einem Bette, und dann das Vermiethen der Züchtlinge zum Tragen, Graben, und andern Handarbeiten außer dem Hause. Das erstere könnte leicht unnatürliche Sünden veranlassen; und das andere

muß allem Ansehen nach den ehrlichen Tagelöhnern schaden, die in Bern nicht unter 8 Batzen arbeiten können.

Ein sicherer Beweis des wachsenden Wohlstandes des Cantons Bern ist die noch immer zunehmende Bevölkerung. Den jährlichen Gewinn an Menschen habe ich, so wie die ganze Volksmenge, selbst vom Mitgliedern der Regierung in sehr verschiedenen runden Zahlen angeben gehört, nicht, wie ich glaube, deßwegen, weil ihnen die Papiere unbekannt waren, die ich durch freundschaftliche Mittheilung erhalten habe, oder weil sie den gegenwärtigen Zustand ihres Landes verherrlichen wollten, sondern weil sie die Resultate von Rechnungen, die der Regierung vorgelegt worden, nicht richtig behalten hatten *). Nach einer Zählung, die im Jahre 1783 vorgenommen wurde, enthielt die Stadt, und das Gebiet der Republik Bern 383, 949 Seelen, und der jährliche Gewinn an Menschen steigt nach den Berechnungen der letztern Jahre von 2363 bis 2578, so wie man annehmen kann, daß im Durchschnitt jährlich 200 bis 215 Menschen durch Auswanderungen, unter welchen die auswärtigen Kriegsdienste mit begriffen sind, für den Canton verlohren gehen. Die Bevölkerung soll zwar im Teutschen Gebiete stärker, als im Französischen zunehmen; allein das Pays de Vaud soll doch auch nicht mehr, wie ich vor sechs Jahren hör-

*) Lange nach meiner Rückkunft schrieb man mir, daß die Tabellen, die ich in Bern erhielt, der Regierung noch immer nicht vorgelegt worden.

te, an Bewohnern verlieren. Bey der stets wachsenden Bevölkerung, und Wohlhabenheit des Cantons Bern muß man nothwendig erstaunen, wenn man hört, oder liest, daß die Bürger von Bern, und zwar die regierenden sowohl, als nicht regierenden Geschlechter schon über ein Jahrhundert abgenommen haben, und noch immer abnehmen, ungeachtet sie vor den übrigen Einwohnern der Stadt und des Cantons die größten und mannigfaltigsten Vorzüge haben. Folgende Data, die aus zuverlässigen Quellen geschöpft, und die wahrscheinlich dem größten Theile der Einwohner von Bern unbekannt sind, werden Ihnen den vormaligen und gegenwärtigen Zustand der Bürgerschaft von Bern hinlänglich bekannt machen, und werden in Ihnen nicht weniger Fragen und Betrachtungen, als in mir, veranlassen.

Die regimentsfähige Bürgerschaft in Bern hat seit einem Jahrhundert um die Hälfte abgenommen. Noch in dem ersten Decennio dieses Jahrhunderts wurden aus den regierenden Geschlechtern 1782 Kinder geboren; in den zehn Jahren hingegen, die zwischen 1770 bis 1780 verflossen, wurden nur 893 Kinder getauft. Die Zahl der Geschlechter, die zwischen 1684 und 1784 ausgestorben sind, beträgt 207; und also in einem Zeitraum von hundert Jahren verschwanden jährlich mehr als zwey Geschlechter. Dies schreckliche Aussterben hat in den letzten zwanzig Jahren um ein Viertel nachgelassen. Im Jahre 1768 lebten in Bern 268 regimentsfähige Familien, die sich bis 1787 nur um 19 vermindert haben, so, daß

man jetzo den jährlichen Abgang auf anderthalb Familien berechnen kann. Wenn aber in den letzten zwanzig Jahren die Zahl der ausgestorbenen Geschlechter geringer war, als in den vorhergehenden achtzig Jahren, so war hingegen der Verlust an Personen, oder das Zusammenschmelzen aller Familien um desto beträchtlicher. Im Jahre 1768 bestanden die 268 regierenden Geschlechter aus 2325 Köpfen. Neunzehn Jahre später zählte die um 30 Geschlechter verminderte regimentsfähige Bürgerschaft nur 2129 Mitglieder, also 206 Personen weniger, als im Jahre 1768 gelebt hatten. Nicht weniger traurig ist es, daß sich mit der Zahl der Geschlechter auch die Fruchtbarkeit der Ehen vermindert hat. Zwischen 1700 und 1780 nahm die Zahl der Ehen nur um ein Sechstel, die Zahl der Geburten aber um die Hälfte ab. Noch im Jahre 1700 konnte man voraussetzen, daß jede Ehe vier Kinder bringen würde; jetzo hingegen kann man auf jede Ehe in regierenden Familien höchstens drey Kinder rechnen. Kurz vor der letzten Regiments-Besatzung bemerkte man, daß unter zweyhundert Mitgliedern des großen Raths sieben und funfzig gar keine Kinder, und neunzig, jedes nur Einen Sohn hatte. Weil man in den letzten Jahren fünf Geschlechter, die entweder niemals, oder doch seit Menschendenken keinen Theil an der Regierung hatten, unter die regimentsfähigen Geschlechter aufgenommen hat; so bestand die regimentsfähige Bürgerschaft in Bern im Jahre 1787 aus 243 Familien, und 2162 Personen beiderley Geschlechts.

Die regimentsfähigen Familien machen nicht ganz die Hälfte der Bernischen Bürgerschaft aus, wie Sie aus folgendem Verzeichnisse sehen werden. Im Jahre 1787 stieg die Zahl aller Bernischen Bürger auf 2153, und der Bürgerinnen auf 2402. Unter den erstern waren 332 Handwerker, 739 Ehemänner, 678 ledige Manns-Personen zwischen 16 und 60, und 32 über sechszig Jahre. Unter den Bürgern überhaupt waren 145 Personen zwischen 60 bis 70 Jahren, 68 zwischen 70 bis 80, und 16 über 80 Jahre. Unter den Bürgerinnen waren 739 Ehefrauen, wovon in den geringern Classen wenigstens ein Drittel vom Lande seyn soll, ledige zwischen 16 und 50 Jahren 615, über 50 Jahre 138, Mädchen 598. In Ansehung der Dauerhaftigkeit scheinen die Bürgerinnen von Bern vor den Bürgern keinen Vorzug zu haben; denn sie hatten unter sich nur 145 Personen zwischen 60 bis 70 Jahren, 77 zwischen 70 bis 80 Jahren, und 17 Personen über 80 Jahre. Wenn man zu der angegebenen Zahl aller Bürger und Bürgerinnen von Bern auch die sogenannten ewigen Einwohner rechnet, die ich in meinen vorigen Briefen schon beschrieben habe, und die 111 Personen männlichen, und 114 Personen weiblichen Geschlechts ausmachen; so beträgt doch die Bürgerschaft nicht die Hälfte der Einwohner der Stadt Bern, und dies Mißverhältniß zwischen Bürgern und Nichtbürgern muß noch immer zunehmen, da die Bevölkerung der Stadt Bern beständig steigt, und die Zahl der Bür-

ger, und bürgerlichen Familien mit jedem Jahre geringer wird.

Man kann mit viel mehr Zuversicht behaupten, daß die Ursachen der unaufhaltsamen Verminderung der Bernischen Bürgerschaft in der eigenthümlichen Verfassung, und zwar höchst wahrscheinlich in den scheinbaren Vortheilen liegen müssen, welche die Bernische Verfassung den Bürgern vor den Nicht-Bürgern verschafft; daß ferner die Abnahme der regierenden und nicht regimentsfähigen Bürger durch ganz verschiedene Ursachen bewirkt werde; als man sich schmeicheln darf, alle die Ursachen, wodurch diese auch in andern ähnlichen Staaten sich zeigende Erscheinung hervorgebracht wird, und die Wirksamkeit, oder den Einfluß einer jeden einzelnen Ursache anzugeben.

Am leichtesten wäre freylich das schwere Räthsel aufgelöst, oder vielmehr zerschnitten, wenn man die Schreckbilder unsers Zeitalters, überhandnehmende Prachtliebe, und Sittenverderbniß, und besonders diejenigen Laster, wodurch die Gesundheit und Zeugungskraft der Menschen am meisten zerstört oder geschwächt wird, Schwelgerey und Ueppigkeit, als die Ursachen des Zusammenschwindens der Bernischen Bürgerschaft anführte. Allein diese allgemeinen Erklärungsformeln, die man allenthalben braucht, und allenthalben gelten läßt, wären in dem gegenwärtigen Fall gewiß sehr übel angebracht.

Freylich haben in Bern, wie anderswo, mit dem aus der wahren Aufklärung entstehenden höhern

Lebensgenuß die Bedürfnisse, und mit den Bedürfnissen der Aufwand zugenommen, und die heutigen Berner wohnen daher bequemer, kleiden und nähren sich besser, und halten oder besuchen mehr Gesellschaften, als ihre entferntere Vorfahren; man kann aber im geringsten nicht sagen, daß in Bern ein ungewöhnlicher und verderblicher Luxus, oder eine das Vermögen sowohl, als die Gesundheit zerstörende Schwelgerey herrsche. Solchen Ausschweifungen widersetzen sich nicht bloß die Aufwandsgesetze, sondern noch viel mehr der Geist der Verfassung, aus welchem diese Gesetze ausflossen, und dann die fast allgemeine Denkungsart der vornehmen Geschlechter, die in Aristokratien mehr, als in andern Regierungsformen, für ihre Erhaltung sorgen, weil man es nirgends so sehr der Mühe werth glaubt, zu den ersten zu gehören. Prachtliebe und Wohlleben haben in diesem Jahrhundert, und besonders in den letzten zwanzig Jahren auf dem Lande, und zwar unter den Hirten sowohl, als unter den Ackerbauenden, und fabricirenden Landleuten ohne Verhältniß mehr, als in der Hauptstadt zugenommen. Auch auf den Bernischen Alpen begnügen sich die Hirten nicht mehr mit den einfachen Milchspeisen, womit die Väter und die Großväter sich nährten, sondern man trinkt ein oder mehrere mal Caffee mit dem besten Rahm, hält den Wein für unentbehrlich, und ißt das beste Kalbfleisch und wohl gar Gebackenes. Noch leckerhafter, als die Aelpler sind die reichen Bauern im Emmethal und Aargäu, besonders in Emmethal, wo die Land-

leute noch überdem mit städtischer Pracht meublirt und gekleidet sind. In Emmethal soll kein wohlhabender Bauer seyn, der nicht zu seinem Vergnügen ein schönes Pferd, und einen leichten sauber gearbeiteten Wagen hielte; und wenn einer es nicht vermag, so verbindet ein solcher sich mit einem andern, oder mit einigen von seinen Nachbaren, um auf gemeinschaftliche Kosten eine ländliche Equipage anzuschaffen. In Bern hingegen fiel es mir diesmal gleich in den ersten Tagen auf, daß die Pracht in Kleidern und Putz nicht nur geringer, als vor sechs Jahren, sondern auch mäßiger, als in andern Teutschen und Schweizerischen, ohngefähr gleich großen, und weniger reichen Städten sey. Als ich diese Beobachtung den einsichtsvollsten, und unparteyischsten unter meinen hiesigen Freunden mittheilte, versicherten mir diese übereinstimmend, daß Häuslichkeit und Sparsamkeit in den letzten Jahren merklich zugenommen, und die Sitten des andern Geschlechts sich in Vergleichung mit vorigen Zeiten eben so sehr gebessert hätten. In Bern sey jetzo unter den jungen Frauen zwischen zwanzig und dreyßig Jahren keine einzige, die in einem verdienten übeln Rufe stehe, und dies sey, wie man hinzusetzte, um destomehr zu verwundern, da manche Ehen anfangs nicht aus gegenseitiger Zuneigung, sondern nach allerley Familien-Verhältnissen geschlossen würden. Ein nachheriges vernünftiges und liebreiches Betragen mache selbst die meisten Conventions-Ehen, oder die Verbindungen von Personen glücklich, die mehr durch das Schicksal, als

durch ihre Wahl mit einander vereinigt worden.

Wenn aber, werden Sie fragen, weder Verschwendung, noch die Laster der Sinnlichkeit die Bernische Bürgerschaft untergraben, wo soll man denn den Wurm suchen, der an dem Baume ihres Lebens naget? wo den Sitz und die Ursachen der langsam abzehrenden Krankheit der Bürgerschaft, da doch der Bernische Landmann und auch die übrigen Einwohner von Bern, die keine Bürger sind, bey einer größern, oder wenigstens gleichen Pracht und Wohlleben zu einem immer höhern Wohlstande aufblühen?

Hierauf antworte ich kurz nach den sorgfältigsten Forschungen: die wahre, wenn gleich versteckte Ursache des allmählichen Verdorrens und Absterbens der Bernischen Bürgerschaft liegt in der Verfassung, wodurch der lebendige und alles belebende Geist der Thätigkeit, und des emporstrebenden Wetteifers in dem Vornehmen, wie in dem Geringen erstickt, oder zurückgehalten wird. Diese Wirkung der Verfassung ist bey der kleinen Bürgerschaft freylich viel augenscheinlicher, als bey den regimentsfähigen Geschlechtern. Die meisten Handwerker, die das Bürgerrecht von Bern besitzen, sind zu stolz, als daß sie irgend eine Handarbeit aus dem Grunde lernen, und mit Eifer üben sollten; so stolz, als in Teutschland kaum der roheste Adel auf seine Ahnen gewesen ist, oder noch ist. Dieser lächerliche Stolz, der sich gemeiner, aber ehrlicher Arbeiten schämt, und die daher entstehende Ungeschicktheit und Trägheit, führen

wenn auch nicht immer zu den Lastern gemeiner Müßiggänger, zur Völlerey und Liederlichkeit, wenigstens zur Vernachlässigung des Nahrungs-Zweiges, womit man sich selbst, und Weib, und Kinder erhalten sollte, und zuletzt zu Bankerotten und Armuth. Wenn aber Professionisten in Bern auch geschickt und fleißig genug sind, um sich mit ihrer Händearbeit anständig nähren zu können, so kommen sie doch deßwegen selten auf einen grünen Zweig, weil die Vornehmen, für welche sie arbeiten, entweder gar nicht, oder schlecht und langsam, und zwar selten eher, als drey Jahre nach der Lieferung der Arbeit bezahlen. Der geringere Bürger hat nicht das Herz, über diese Weigerung, oder Zögerung der Bezahlung zu klagen, weil er sich vor der Rache der Mächtigen fürchtet, und durch stille Geduld hingegen kräftige Fürsprache zur Erhaltung irgend eines Aemtchens zu erlangen hofft, das in Bern, wie in den kleinern aristokratischen Reichsstädten das höchste Ziel des arbeitscheuen gemeinen Mannes ist. Schlägt endlich auch diese Hoffnung fehl, so tröstet sich der verarmende Bürger von Bern immer damit, daß er entweder in den Reichthümern seiner Zunft hinlängliche Unterstützung, oder in dem prächtigen Spital einen bequemen und sichern Zufluchtsort finden werde. Wenn also auch ein großer Theil der kleinern Bürger von Bern so träge, so liederlich und so verworfen ist, als er gemeiniglich geschildert wird, so bleibt es doch immer wahr, daß die Schuld davon ganz, oder fast

ganz auf die Verfassung und das Betragen der Reichen fällt *).

Ungeachtet die regimentsfähigen Geschlechter vor allen übrigen Mitgliedern des Staats begünstigt sind, und die Vortheile der Verfassung ausschließend zu genießen scheinen, so leiden sie doch von dieser ihnen so theuern Verfassung auf eine ähnliche Art, wie die geringere Bürgerschaft. Die Söhne der regierenden Geschlechter erwarten im Durchschnitt wenig von ihren Fähigkeiten, Kenntnissen und Fleiße, sondern alles vom Staat, der in ihnen nicht sowohl Gaben und Verdienste, als das Glück ihrer Geburt belohnt. Diese Belohnungen bestehen vorzüglich in den Landvogteyen, zu denen man aber der Regel nach nicht vor dem vier und dreyßigsten Jahre gelangt, weil man erst mit dem dreyßigsten Jahre fähig wird, in den großen Rath zu kommen, und vier Jahre in der Regierung gewesen seyn muß, bevor man um eine Bernische Landvogtey loosen kann **). Die meisten

*) Ein großer Kenner der Bernischen Verfassung meldet mir, daß die Liebhaberey der Vornehmen für ausländische Waaren, und dann das Versetzen von vielen Handwerkern auf das Land die Hauptursachen des Verfalls der Handwerke in Bern, wie in vielen andern Städten seyen. — Ich gestehe, daß diese Ursachen mir nicht genugthuend scheinen.

**) Dies Gesetz wurde im J. 1731 gemacht. In eben diesem Jahre aber verordnete man auch, daß, wenn Aemter von der dritten Classe ledig, und keiner aus den ältern Promotionen sie begehren würde, alsdann die neuen Mitglieder des großen Raths auch vor dem Ende ihrer Wartzeit darum loosen könnten.

Mitglieder erhalten daher ihre erste Landvogtey nicht vor dem 35., 37., 40 Jahre und manchmal noch später, weil es sich selten trifft, daß gerade alsdann, wenn man in das dreyßigste Jahr eingetreten ist, eine Regimentsbesatzung vorgenommen wird, und daß man gleich in den ersten Jahren, wo man um Landvogteyen loosen darf, so glücklich ist, die goldene Kugel zu ziehen. Bis zum fünf und dreyßigsten, oder sieben und dreyßigsten, oder gar vierzigsten Jahre also müssen die Candidaten und Mitglieder der Bernischen Regierung ganz allein, oder größtentheils von ihrem Vermögen leben; denn die untern oder vorbereitenden Stellen, die man vor der Aufnahme in den großen Rath erhält, sind so wenig einträglich, daß man sie für keine beträchtliche Unterstützung halten kann. Das Vermögen von vielen Mitgliedern der Regierung ist, auf gewöhnliche Art genutzt, nicht einmal hinreichend, um davon anständig leben zu können. Diese werden also entweder gezwungen, ihre Gelder in die Französischen Fonds zu legen, um höhere Zinsen zu ziehen, wodurch dann die Capitalien, und mit diesen meistens auch die Hoffnung heirathen zu können, verlohren gehen, oder sie müssen in Erwartung einer einträglichen Landvogtey Schulden machen, womit, wie es heißt, viele Landvögte ihre Aemter antreten sollen. Mancher vornehme Berner kann daher, wenn er auch noch so oft gerne will, nicht vor dem 37., 40. Jahre, oder noch später heirathen, und auch alsdann wird er oft durch seine Lage veranlaßt, eine Braut zu wählen, von welcher er

ihres Alters sowohl, als des seinigen wegen gar keine, oder doch keine zahlreiche und dauernde Nachkommenschaft zu hoffen hat. Unter den regimentsfähigen Familien sind nur wenige so reich, daß sie ihre Söhne im Anfange des schönen und starken männlichen Alters heirathen lassen, oder, wenn die Väter oder beide Eltern gestorben sind, daß die Söhne, welche die väterliche Verlassenschaft mit allen Geschwistern zu gleichen Theilen theilen müssen, von den Einkünften ihres Erbtheils Frau und Kinder standesmäßig unterhalten können. Leider werden selbst in den reichen Familien, in welchen frühe Heirathen nicht durch Mangel von hinlänglichem Vermögen gehindert werden, durch das eingeführte Römische Erbrecht, der Fruchtbarkeit von Ehen enge und für die Dauer von Geschlechtern oft gefährliche Schranken gesetzt. Damit nämlich der Reichthum großer Familien nicht durch das Theilen unter viele Kinder zu sehr zersplittert, und das Ansehen und der Einfluß der Familien nicht zu sehr geschwächt werden, so hüten sich selbst manche reiche Eltern vor einer großen Nachkommenschaft. Da nun die Bernische Verfassung die Söhne der nichtreichen regimentsfähigen Geschlechter vom Heirathen überhaupt, oder doch vom frühen und zeitigen Heirathen zurückhält, und auch in den reichen Familien die Fruchtbarkeit häufig einschränkt, so kann man, glaube ich, mit Recht sagen, daß die Verfassung das allmählige Aussterben sowohl der regimentsfähigen, als der nicht regierenden bürgerlichen Familien veranlasse. Nach den Er-

fahrungen mehrerer Menschenalter sind die Summen, welche die Landvogteyen jährlich in die regimentsfähigen Familien gießen, verbunden mit dem Ertrage der Stammgüter, und den Zinsen der von den Vorfahren zusammengesparten Capitalien, nicht hinreichend, die Bedürfnisse der regierenden Geschlechter zu bestreiten, und die Lücken wieder auszufüllen, welche die Verschwendung einzelner Mitglieder gemacht hat, oder noch immer macht; und eine nothwendige Folge dieses Mißverhältnisses zwischen Einnahme und Ausgabe, ist eine fortgehende Verminderung sowohl der regimentsfähigen Familien, als ihres Wohlstandes.

Wenn man die Bernische Verfassung nicht genau kennt, so ist es leicht, auf den Gedanken zu kommen, daß die regierenden Geschlechter nur das Vorurtheil, als wenn Handel und Manufacturen dem Patricischen Adel Abbruch thäten, zu überwinden, und der Staat alle nützliche Zweige der Industrie als ehrenvoll zu ermuntern brauche, um den regierenden Geschlechtern in Bern in ihrer Betriebsamkeit neue und unerschöpfliche Hülfsquellen zu eröffnen. Allein es war bisher nicht bloß Vorurtheil oder eigensinniges Gesetz *), daß die Candidaten und Mitglieder der Regierung den Großhandel und die Errichtung

*) Im J. 1747 wurde es wirklich allen Standsgliedern verboten, sich in Handelssachen unter einander oder mit Fremden zu associiren. Doch wurde es solchen, welche die Handlung gelernet hätten, erlaubt, dieselbe nach ihrer Beförderung in die Regierung fortzusetzen.

von Manufacturen mieden, die beide eben so viele Kenntnisse, als Zeit verlangen. Wenn man auch annehmen könnte, daß junge Berner bey der Erziehung und Bildung, die sie als künftige Mitglieder der Regierung erhalten müssen, Zeit genug übrig behielten, um eine gehörige Kenntniß des Handels, oder der Manufacturen zu erwerben, so würde doch den meisten das Vermögen fehlen, den einen oder die anderen anzufangen. Das Vermögen der meisten Berner reicht allenfalls hin, um das zu ersetzen, was die Officier-Stellen in auswärtigen Diensten, oder die Unterbedienungen in den Büreaux zu wenig einbringen; es ist aber nicht groß genug, um wichtige Unternehmungen in der Stadt zu machen. Freylich gehen manche junge Berner von Familie, die in ihrer Vaterstadt keine Aussichten haben, nach fremden Handelsstädten, und machen nicht selten ein außerordentliches Glück; allein diese ersetzen dann in Gesellschaft von reichen Gehülfen, die sie in Bern nicht finden können, durch Talente, und angestrengte Arbeitsamkeit, was ihnen an Vermögen abgeht, und werden gemeiniglich durch ihr Glück an den Ort gefesselt, wo sie dieses gefunden haben: einige wenige ausgenommen, die in ihrem Alter mit den gewonnenen Schätzen in ihr Vaterland zurückkommen. Wenn es aber endlich den Mitgliedern der vornehmen Familien, und der Regierung nicht an Kenntnissen, und Mitteln fehlte, Handel und Manufacturen zu treiben, so würden doch beide schwerlich weder mit der sechsjährigen, oder gar zwölfjährigen Abwesenheit ver-

einbar seyn, welche die Verwaltung von einer oder zwoen reichen Landvogteyen, nothwendig macht, noch auch mit den täglichen und mannigfaltigen öffentlichen Geschäfften, die den Mitgliedern des kleinen Raths, oder den eigentlichen Rathsherren obliegen. Gesetzt also auch, daß man nicht mehr glaubte, was man noch lange, und gewiß nicht ohne Ursache glauben wird, daß Handel, und bürgerliche Gewerbe das Ansehen der vornehmsten patricischen Geschlechter, und der ersten Magistrats-Personen schwächen müßten: so würde doch die Einrichtung einer Republik, die so reiche Landvogteyen zu vergeben hat, als die Bernische, sich der Entstehung und Beförderung von Handel und Industrie unter den regierenden Familien widersetzen *)

*) Ein verehrungswürdiger Bernischer Patriot, dem ich meine Gedanken über die Abnahme der patricischen Geschlechter mitgetheilt hatte, antwortet mir, daß der vornehmste Grund dieser Abnahme in den auswärtigen Kriegsdiensten liege. Der größere Theil der jungen Patricier gehe im 15ten oder 16ten Jahre in fremde Kriegsdienste, wo sie ihre besten Jahre zubrächten. Daher entstünden so viele späte, so viele unfruchtbare, oder wenig fruchtbare Ehen.

Der Geist der Regierung, bemerkt eben dieser Bernische Patriot, widersetze sich allerdings der Unternehmung von Fabriken, und der Entstehung des Handels unter den patricischen Geschlechtern. Ohne diesen Grundsatz der Regierung würden die vornehmen Bernischen Familien sehr bald allen Handel, und alle Gewerbe zum Schaden der Landstädte an sich zu reißen suchen. Wenn die Verfas-

Die beständige Abnahme der Bürgerschaft, und der daher entstehende Hang der Verfassung zur Oligarchie hat schon lange allgemeine Befürchtungen und mannigfaltige Berathschlagungen der Regierung hervorgebracht, und seit einem Jahre ist eine besondere Commission niedergesetzt, welche die Ursachen der Verminderung der Bürgerschaft, und die leichtesten sowohl, als kräftigsten Mittel dagegen untersuchen soll. Diese Commission hat bis jetzo nichts entschieden, weil die einsichtsvollsten Staatsmänner, deren Gedanken ich durch einen glücklichen Zufall erhalten habe, in den Datis, von welchen sie ausgehen, nicht weniger, als in den Folgen, die sie daraus ziehen, von einander abweichen: noch mehr aber, weil das gegenwärtige oder scheinbare Interesse aller derer, die eine Ergänzung der regimentsfähigen Bürgerschaft durch die Aufnahme neuer Geschlechter allein befördern können, gegen eine solche Ergänzung streitet, und diese Ergänzung selbst mit viel größern Schwierigkeiten verbunden ist, als Auswärtige sich nur einbilden können.

Das scheinbare Interesse der gegenwärtigen Mitglieder der Regierung streite, sagte ich, gegen die Aufnahme von neuen regimentsfähigen Geschlechtern. Die kleineren Familien nämlich fürchten, daß sie durch die neuen und reicheren Geschlechter, besonders aus

sung nicht Handel und Wandel unter den angesehenen Bernischen Geschlechtern zurückhielte; so würden die Fonds dazu sehr leicht in den Familien-Kisten, oder in den Associationen von mehrern reichen Häusern gefunden werden.

dem Adel des französischen Gebiets, verdrängt werden möchten. *) Die großen Familien dürfen zwar so etwas nicht fürchten, allein sie sehen doch ein, daß ihr Einfluß, und die Vortheile, welche sie bisher genossen haben, um desto mehr eingeschränkt werden müssen, je mehr angesehene Geschlechter an der Regierung Theil haben werden, und daß sie hingegen hoffen können, um desto mehr Personen aus ihrem Mittel in die Regierung zu bringen, je kleiner die Zahl von Nebenbuhlern werden wird. Ueberdem sollen die großen Familien besorgen, daß, wenn eine Ergänzung der Bürgerschaft vorgenommen werde, eben dadurch die kleinern Familien ein unverlierbares Recht an der Regierung erhalten, oder zu erhalten sich einbilden

*) Diese Furcht war von jeher allen aristokratischen Familien in ähnlichen Fällen gemein. Als der Kaiser Claudius auch den Edlen und Reichen außer Italien den Zutritt zu dem Senat und zu allen öffentlichen Würden gestatten wollte, sagten die Italiänischen Geschlechter: *XII. 23. Annal.* Non adeo aegram Italiam, ut senatum suppeditare urbi suae nequiret. Sufficisse olim indigenas consanguineis populis, nec poenitere veteris reipublicae. Quin adhuc memorari exempla, quae priscis moribus ad virtutem et gloriam Romana indoles prodiderit. An parum, quod Veneti et Insubres curiam irruperint, nisi coetus alienigenarum tanquam captivitas inferatur? Quem ultra honorem residuis nobilium? aut si quis pauper e Latio senator foret? Oppleturos omnia divites illos, quorum avi proavique, hostilium exercituum duces, exercitus nostros ferro, vique ceciderint. etc.

möchten. Dies doppelte Interesse der kleinern sowohl, als der großen Familien wird die Aufnahme neuer Männer, und Geschlechter allem Vermuthen nach so lange hinausschieben, bis entweder die immer abnehmenden regimentsfähigen Familien nicht mehr so viele tüchtige Personen liefern können, als die Verwaltung des Staats verlangt, oder bis auch die nachtheiligen Folgen der Oligarchie so groß werden, daß man ohne die Vermehrung der regierenden Geschlechter eine die bisherige Verfassung gänzlich umkehrende Revolution befürchten muß *).

Eine andere Ursache, warum man die Ergänzung der regierenden Familien so lange, als möglich, hinaussetzen wird, ist diese: daß die Aufnahme von neuen Geschlechtern mit großen Schwierigkeiten, und Gefahren verbunden ist. Die Zahl derjenigen Perso-

*) Die Bernische Regierung hat eben dadurch viele Ursachen von Unzufriedenheit weggeräumt, daß sie im letzten März allen ewigen Einwohnern das Bürgerrecht geschenkt, und zugleich beschlossen hat, daß die bürgerlichen Geschlechter nie unter die gegenwärtige Zahl herabsinken, und der Familien, die an der Regierung Theil nehmen, nie weniger als 72 seyn: daß also auch, wenn von den erstern oder letztern einige aussterben, sogleich andere an deren Stelle angenommen werden sollen. Man wird immer drey Familien zugleich das Bürgerrecht schenken, und zwar zwoen aus dem Teutschen und einer aus dem Französischen Gebiet. Bey der Aufnahme von Bürgern werden Wahl und Loos ohngefähr wie bey der Besetzung von Rathsherren-Stellen mit einander verbunden werden.

nen und Häuser, deren Wünsche erfüllt werden, kann immer nur klein gegen die große Menge derer seyn, die sich in ihren Hoffnungen und Ansprüchen getäuscht finden; und unter denen, die solche Ansprüche machen, glauben immer die einen, Vorzüge vor den andern zu verdienen. Die wohlhabenden, aber nicht regierenden bürgerlichen Familien in Bern berufen sich auf die Rechte ihrer Vorfahren, die ihnen oft erst bey Menschendenken durch unverdiente Unfälle, oder durch das Ansehen mächtiger Feinde, welche sie von der Regierung ausschlossen, entrissen worden. Die alten und reichen Geschlechter in den Municipal-Städten gründen ihre Hoffnungen auf die Verdienste ihrer Vorväter, die ihr Gut und Blut für die Wohlfahrt, oder wenigstens für die Vergrößerung des Bernischen Staats, und zwar zuletzt bey der Eroberung des Pays de Vaud gewagt, und hingegeben haben. Der Adel endlich in der Waat verspricht sich um desto mehr, vor allen übrigen bey der Aufnahme von neuen Bürgern bedacht zu werden, da er seit mehr als zwey Jahrhunderten alle die Belohnungen hat entbehren müssen, worauf er um seiner Besitzungen, um seiner eigenen Verdienste und der Verdienste seiner tapfern Ahnen willen die gerechtesten Ansprüche gehabt habe, und die nur einigen Glücklichen aus seinem Mittel zu Theil geworden seyen. — Die Erwartungen dieser verschiedenen Candidaten des Bernischen Bürgerrechts sind so streitend, daß die Regierung wahrscheinlich ganze Stände, Städte, und Gegenden beleidigen wird, wenn sie auch in der Aufnahme von neuen

Bürgern mit der größten Klugheit und Billigkeit verfährt.

Viel auffallender, als die Schwierigkeiten und Hindernisse der Ergänzung der Bernischen Bürgerschaft, war mir die Verschiedenheit der Urtheile, welche die scharfsinnigsten Mitglieder der Regierung über die Zeit, und den Grad der Nothwendigkeit dieser politischen Operation fällen. Einige behaupten, daß man die regimentsfähigen Geschlechter ohne Gefahr bis auf zweyhundert absterben lassen könne. Die zweyhundert übrigbleibenden Geschlechter würden gewiß alle zehn Jahre vierhundert Bürger hervorbringen, da mit der Abnahme der regierenden Familien und der daher für die übrigbleibenden entstehenden Sicherheit einer baldigen Versorgung Ehen früher geschlossen, und auch fruchtbarer werden würden, als sie bisher gewesen seyen.

Wenn nun von den vierhundert Gebohrnen auch nur zweyhundert übrig blieben, so würden diese mehr als hinreichen, die Bedürfnisse des Staats zu befriedigen, da der Staat zu allen Aemtern und Geschäfften, die er zu vergeben und zu besorgen habe, nicht mehr als 155, höchstens 165 Personen aus bürgerlichen Geschlechtern brauche. Durch die Befolgung des eben angeführten Raths gewinne man einen Zeitraum von funfzig Jahren, in welchem man die Ansprüche der verschiedenen Candidaten reiflich abwägen, und sich über die Art der Wahl der neuen Bürger vereinigen könne, die in einer Mischung von Glück und Gunst bestehen müsse. Nichts sey nothwendiger, als

das ganze Wahl-System lange vor der wirklichen Ergänzung der Bürgerschaft zu entwerfen. Man könne alsdann um desto unparteyischer darnach verfahren, und die Unzufriedenen, denen bey der Ausführung eines lange und gründlich überdachten Plans nicht genug geschehe, würden um desto eher besänftiget werden, wenn sie es sich selbst nicht verhelen könnten, daß sie nicht durch den Haß, oder die Cabalen von lebenden Mitgliedern der Regierung, sondern durch die Nothwendigkeit der Dinge, und durch die Unmöglichkeit, alle zu befriedigen, ausgeschlossen worden seyen.

Andere Patrioten von nicht geringerem Ansehen und Einsichten halten die Krankheit der stets abnehmenden Bürgerschaft für so gefährlich, und die Nothwendigkeit der Hülfe für so dringend, daß man nicht genug eilen könne, um den Staat durch die Aufnahme von neuen Bürgern wiederherzustellen. Denn wenn man auch voraussetze, daß in jedem Jahrzehend vierhundert junge Berner gebohren würden, und daß die Hälfte derselben so lange lebe, um dem Vaterlande zu dienen, so sey doch diese Zahl für die Bedürfnisse des Staats nicht hinreichend. Der regierende Rath verlange allein bey jeder Regiments-Besatzung, die alle neun oder zehn Jahre erfolge, neunzig Mitglieder. Ferner würden zu den sechsjährigen Verwaltungen zehn Personen, zur Besetzung von geistlichen Stellen, die zur Hälfte an Bürger von Bern vertheilt zu werden pflegen, fünf und vierzig, zu den Diensten in den auswärtigen Regimentern

vierzig, und zu den Geschäfften von Advocaten, Procuratoren, und geringern Officianten eben so viel, überhaupt 225 Personen, und also fünf und zwanzig Bürger mehr erfordert, als von den Gebohrnen das männliche Alter, oder das gewöhnliche Ziel des menschlichen Lebens erreichen. Gesetzt aber auch, daß der Staat nicht mehr, als 200 junge Bürger zu seinem Dienste erfordere, und daß diese Zahl noch eine Zeitlang vorhanden sey, so müsse man doch immer annehmen, daß unter diesen zweyhunderten sich manche fänden, welche der Staat wegen ihrer Unfähigkeit, oder Unwissenheit, und Verdorbenheit als unwürdige Diener zu verwerfen Ursache habe. Je länger man mit der Ergänzung der Bürgerschaft zögere, desto schwerer werde es werden, sie auf eine für das Ganze vortheilhaftere Art zu Stande zu bringen.

Ich nehme zwar von dem günstigen Urtheile, welches ich vormals über die Bernische Verfassung gefällt habe, nichts zurück, und bin noch jetzo so sehr, als jemals überzeugt, daß vielleicht nie ein so vollkommner aristokratischer Staat existirte, als der Bernische jetzo ist: daß die Unterthanen, und besonders der Landmann unter keiner andern ähnlichen Verfassung so glücklich waren, als im Canton Bern: daß öffentliche Gelder nie mit einer solchen Gewissenhaftigkeit verwaltet, und mit einer so weisen Güte angewendet, daß nirgends Wege, Brücken, Canäle, Dämme, und andere öffentliche Denkmäler und Werke prächtiger, und dauerhafter gebaut; nirgends Ar-

me und Kranke, Hülfsbedürftige Alte, und Waisen, und bey Ueberschwemmungen, Brandschäden, Theurung und andern Landplagen alle Nothleidende mit einer so väterlichen Sorgfalt, und so Königlicher Freygebigkeit unterstützt werden, als in der Republik Bern; nichts destoweniger kleben auch diesem in so vielen Rücksichten vollkommenen Staate manche Mängel an, die von einer jeden zur Oligarchie sich neigenden Verfassung unzertrennlich scheinen, und die vielleicht nirgends weniger schädlich, als in Bern sind, weßwegen sie nur bey einer fortgesetzteren Beobachtung, und einer genauern Kenntniß der Verfassung, als ich auf meiner ersten Reise in die Schweiz zu erlangen im Stande war, entdeckt werden können.

Zu diesen unvermeidlichen Gebrechen der Bernischen, wie einer jeden andern ähnlichen Aristokratie, gehören Abneigung der regierenden sowohl, als nicht regimentsfähigen Bürgerschaft, gegen Handel und Fabriken: Ertödtung des Wetteifers in der Bildung des Geistes und Herzens nicht nur in den Söhnen der bürgerlichen, sondern auch der übrigen angesehenen Geschlechter des Bernischen Gebiets, indem die einen wissen, daß sie auch ohne Fleiß und Kenntnisse zu allem gelangen, die andern hingegen voraussehen, daß sie mit den vorzüglichsten Gaben, und Kenntnissen dennoch von allen Belohnungen, welche diese verdienten, ewig werden ausgeschlossen bleiben: eine aus diesem Mangel von Aussichten und Aufmunterung entstehende Auswanderung, oder Niedergeschlagenheit der trefflichsten Köpfe; seltne oder späte,

oder wenig fruchtbare Ehen, freywillige Absonderung von Eheleuten, die für die Sitten von beiden Geschlechtern nicht anders, als schädlich seyn kann, und eine durch diese verschiedenen Ursachen bewirkte, und noch immer fortdauernde Abnahme der Bürgerschaft. Nicht weniger nachtheilig, als diese Gebrechen, ist die Beförderung vieler unfähigen, und unwissenden Personen in die Regierung, und aus dieser in solche Aemter, die ohne einen gewissen Vorrath von Kenntnissen, und eine gewisse Uebung im Arbeiten nicht gut verwaltet werden können: die Versetzung fähiger Personen in die ungleichartigsten Fächer, und Aemter, wodurch Männer und Jünglinge gehindert werden, sich einem Fache vorzüglich zu widmen, und sich darin anszubilden: und dann die aus der Ueberladung mit unwissenden Mitgliedern entstehende Unbehülflichkeit, oder Schwerfälligkeit des regierenden Raths, wovon wieder Langsamkeit der Geschäffte, Schwierigkeit, manche gute, den Vorurtheilen von Schwachen, oder den Absichten von Neidern entgegenlaufende Plane durchzusetzen, die durch das Gefühl beständiger Schwierigkeiten verursachte Erkältung des Eifers der geistreichern Patrioten für das allgemeine Beste, oder auch gefährliches Uebergewicht einzelner durch Talente, Einsichten, Verdienste und Verbindungen hervorstechender Mitglieder nothwendige Folgen sind. Aus dem Schooße der Verfassung erwachsen endlich Herabwürdigung der geringern, und Uebermuth der vornehmern Familien, der zwar in den letzten Zeiten mit dem Reichthum der regierenden Geschlechter sehr ab-

genommen hat, wovon ich aber doch noch selbst solche Beyspiele erlebt habe, die in den guten teutschen Verfassungen gar nicht mehr gedenkbar sind: heimlicher Krieg der regierenden Familien gegen die nicht-regierenden, und der kleinen regierenden gegen die großen: wenige Spaltungen und Befehdungen der großen Geschlechter unter einander: ein daher entspringendes allgemeines Mißtrauen, und ängstliche Vorsicht im Reden und Handeln, die schon in der Jugend so groß ist, daß Jünglinge sich selbst in ihren fröhlichen Zusammenkünften selten vergessen, und sich einander nie gegenseitig anvertrauen: Mangel von Freyheit in historischen, und politischen Untersuchungen, und deren Bekanntmachung: Ertödtung von Offenheit, Freundschaft, und den edelsten Freuden des geselligen Lebens: Schüchternheit der Regierung, oder Mangel von Gewalt, und Ansehen in der Abschaffung mancher Mißbräuche, und der Einführung mancher Verbesserungen in Policey-Sachen, und zuletzt Ohnmacht des ganzen Staats gegen benachbarte fremde Mächte, die eben so sehr durch den Abgang von geübten Kriegern, als von großen Heerführern hervorgebracht wird. Wenn ich alle diese Unvollkommenheiten der Bernischen Verfassung zusammennehme; so erstaune ich darüber, daß die Wirkungen derselben bisher nicht schädlicher, und daß mit so vielen und so großen Mängeln eine so beträchtliche Summe öffentlicher Glückseligkeit vereinbar war, als man in der Stadt Bern, und in allen Gegenden ihres Gebiets wahrnimmt. Diese Wohlthaten ver-

dankt die Republik ganz allein den außerordentlichen Männern, welche die freygebige Natur bisher aus der Mitte der edlen Bernischen Geschlechter erweckte, und die gleichsam dem Geiste der Verfassung zum Trotze durch ihre innere Kraft angetrieben wurden, ihre seltenen Anlagen durch frühen, und anhaltenden Fleiß auszubilden, um ihrem Vaterlande mit desto größerm Segen dienen zu können. Seit mehrern Menschenaltern war die Republik Bern nicht so reich an hoffnungsvollen Jünglingen, und an verehrungswürdigen Staatsmännern, als jetzo. Die Herren von Steiger, und von Sinner, die Herren von Frisching, von Müllinen, von Jenner, von Manuel, von Tscharner, von Fellenberg, und mehrere andere wären durch ihre Kenntnisse, Tugenden, und Erfahrung gleich fähig, und würdig, an der Seite der erhabendsten Fürsten die größten Reiche regieren zu helfen.

Morgen reisen wir nach Lausanne. Aus Genf werden Sie von mir wieder einen Brief erhalten, so wie ich in dieser Stadt auch einen zu finden hoffe.

Am 23. Aug. 1788.

Achter Brief.

Lausanne, am 26. Aug. 1788.

Da meine Frau, und ich mehr die Absicht haben, heute in Lausanne auszuruhen, als Besuche,

oder weite Spatziergänge zu machen; so habe ich Zeit genug, Ihnen unsere vergnügte Reise von Bern nach Lausanne zu beschreiben.

Wir verließen vorgestern Bern erst nach sieben Uhr, und kamen daher nicht eher, als um ein Uhr bey Herrn von May, dem Gemahl der ältesten Tochter des verstorbenen Herrn Landvogts von Haller an. Herr von May bewohnt ein Landgut am Löwenberge, eine halbe Stunde vor Murten. Wir hatten uns die Freyheit genommen, uns bey Herrn von May zu Gaste zu bitten, um ihn selbst kennen zu lernen, und unsere edle Freundinn wieder zu sehen. Der Weg von Bern nach Murten ist der traurigste, den ich bis jetzt in der flachen Schweiz gemacht habe, indem er größtentheils an beiden Seiten mit düsterem Tannengehölze beschränkt ist. Nur auf dem letzten Abhange des höchsten Berges zwischen Bern und Murten hat man einen Blick auf den auch in der Ferne reizenden Neuenburger-See. Die Gegend, in welcher das Landgut des Herrn von May liegt, machte diesmal einen weniger angenehmen Eindruck auf mich, als das erstemal. Besonders hatte ich viel mehr von der Aussicht erwartet, die man von dem an der Seite des Landguts sich erhebenden Rebhügel haben würde. Man sieht hier freylich den Murtner-, und einen Theil des Neuenburger-Sees nebst der Verbindung von beiden durch die Broye; allein der Murtner-See gleicht hier wegen des vielen Schilfs mehr einem Sumpfe, und ist auch wirklich mit Morästen umgeben. Nach dem Mittagessen er-

wiesen Herr von May, und seine Gemahlinn uns die Ehre, uns bis an das Beinhaus von Murten zu begleiten. Hier fanden wir viel mehr Inschriften an den Wänden, aber weniger Gebeine und Schädel, als im Jahre 1782. Wir erreichten Peterlingen erst nach acht Uhr, wo wir im Stadthause ein gutes Quartier antrafen. Der Weg von Bern nach Peterlingen, und vorzüglich der von Murten nach der letzten Stadt ist schlecht, nicht bloß weil er nicht gehörig unterhalten wird, wie um Murten herum der Fall ist, sondern weil an den Seiten der Chaussee keine Gräben gezogen sind. Dieser Mangel von Gräben hat die Wirkung, daß das von den höheren Feldern, oder Hügeln herabfließende Regenwasser sich kleine Rinnen, oder Vertiefungen ausspült, und daß man über die Chaussee mit eben der Beschwerde, wie über Aecker fährt, die durch Furchen von einander getrennt sind. Diesen Fehler hat der ganze Weg von Bern nach Lausanne in höhern, oder geringeren Graden.

So reich Murten als Gemeinheit ist, so traurig ist die Lage der Bürgerschaft, die den Fehlern der Bewohner von kleinern Städten, der Trägheit, und Völlerey äußerst ergeben seyn soll. Handwerke, Gewerbe, und Wohlstand der Murtner Bürger sinken von Tage zu Tage tiefer, und die Güter der Bürger kommen je länger je mehr in die Hände von Bauern, so wie die Teutschen immer mehr über die Französischen Einwohner gewinnen. Noch im Anfange dieses Jahrhunderts redete man in einem Dorfe, das

zwo Stunden vor Murten liegt, nichts, als Französisch; und in eben diesem Dorfe wird jetzt nichts, als Teutsch gesprochen. In Payerne konnten wir gleich den großen Abstand der Gemüthsart, und Unterhaltung der Französischen Einwohner des Bernischen Gebiets von denen des Teutschen beobachten. Bald nach unserer Ankunft hörten wir ein so lautes, und lebhaftes Gerede, oder vielmehr Geschrey in und vor den Häusern, die unserm Gasthofe gegenüber lagen, daß ich mehrmal an's Fenster ging, weil ich fürchtete, daß die Zänkereyen, die nach dem Tone und der Stimme der Redenden zu urtheilen aufs höchste gestiegen zu seyn schienen, bald in Thätlichkeiten ausbrechen würden. Als ich genauer nachfragte, so hörte ich, daß das, was ich für Gezänke hielt, bloße nachbarliche Abend-Unterredungen über allerley Stadt- und Welthändel seyen.

Der gestrige Tag, an welchem wir von Peterlingen bis Lausanne fuhren, war einer der ruhigsten, bequemsten, und ungebundensten der ganzen Reise, und so reich an stillen Freuden über die schöne Natur, und über den Wohlstand ihrer glücklichen Kinder, als irgend ein andrer, den ich in der Schweiz verlebt habe. Gewiß war Arkadien nicht so lieblich, als das Thal von Lycens bis Moudon, das weder ängstlich enge, noch unübersehlich ausgedehnt, und weder mit schroffen Felswänden, noch mit düstern Waldgebirgen, sondern mit mäßigen und fruchtbaren Bergen umkränzt ist, in welchem endlich herrliche Wiesen und Felder, mahlerische Wallnußbäume, die

hier das Uebergewicht über andere Obstbäume zu erhalten anfangen, und unzählige zerstreute, und neuerbaute Häuser befriedigende Bilder von Ueberfluß und Frieden darbieten. Noch überraschender war für uns der Weg von Moudon bis auf die Höhe des Jorat, oder des kleinen Jura; denn Wiesen und Felder, Obstbäume, und lebendige Bäche, geräumige und oft schöne, zum Theil aus Quadern erbaute, und mit Gärten umgebene Häuser, die mehr das Ansehen von Landsitzen, als von Bauerwohnungen haben, begleiten den Reisenden fast bis auf die oberste Spitze, oder doch viel höher, als man glaubt, daß Menschen es wagen würden, sich anzubauen. In den Steinhaufen, die an den Seiten des Weges liegen, entdeckt man viele Fragmente von Quarz und Gneis, die aus dem Genfer-See geschöpft seyn müssen. Wenn man sich dem höchsten Rücken des Jorat nähert; so sieht man die ganze Kette der Savoyischen Felsen, welche sich an dem gegen Wallis, und den Ausfluß der Rhone gekehrten Busen des Genfer-Sees herziehen, fast bis an das Ufer des letztern herab, und besonders kann man die Felsen von Meillerie, die in zween zackige Zähne auslaufen, deutlich unterscheiden. Als wir den Jorat hinabfuhren, glühten die Savoyischen Felsen, die Lausanne gegenüber liegen, im Glanze der Abendsonne, wie man sonst nur Schneeberge erleuchtet sieht. Auch bot sich uns hier eben das magische Naturspiel wieder dar, das mich vor mehrern Wochen zwischen Sargans und Ragatz so wunderbar getäuscht hatte. In den Klüften näm-

lich der Felsen hingen, oder lagen Nebelgewölke, wie unbeweglich; und diese Nebellager, wenn ich mich so ausdrücken darf, wurden von der untergehenden Sonne so geröthet und durchstrahlt, daß wir sie für glänzende Schneefelder gehalten hätten, wenn wir nicht überzeugt gewesen wären, daß die nächsten Savoyischen Gebirge keinen ewigen Schnee tragen können.

Am Abend desselbigen Tages.

Nachdem ich diesen Morgen bis hieher geschrieben hatte; so machte ich einen einsamen Spatziergang nach Louchi, dem Hafen von Lausanne; denn unsere übrigen Freunde hatten sich gestern an dem Seitenwege, der nach Vevay führt, von uns getrennt, um diese Stadt, und die benachbarte Gegend zu sehen, und vereinigten sich erst heute nach Tische wieder mit uns. In der Stunde, da ich den Hafen sah, war er leer von Schiffen, und leer von dem Getümmel, das geschäfftvollen Häfen eigen ist, und fast so ruhig, als der spiegelhelle See, dessen kleine Wellen nur kaum die nächsten außer seinem Bette liegenden Steinchen netzen. Unter den Gärten, zwischen welchen ich durchging, waren nur wenige, die mich zu dem Wunsche reizten, die schöne Jahrszeit in denselben zuzubringen. Gleich nach Tische besuchten wir den Herrn Landvogt von Erlach, einen der größten Kenner und Liebhaber der Mineralogie in der Schweiz, der den Gotthart, und andere Gebirge oft bereist hat, um die Schätze der Natur an

ihrer Geburtsstätte selbst zu untersuchen. Herr von Erlach war so gütig, uns seine Sammlung natürlicher Merkwürdigkeiten zu zeigen, die aber durch einen beträchtlichen Bau, der in diesem Sommer am Schlosse vorgenommen wird, aus ihrer ehemaligen Ordnung gekommen war. Hier sahe ich zuerst eine Sammlung von Steinen, die ganz, oder größtentheils aus dem Genfer See zusammengesucht, nach der Methode des Herrn von Saussüre geordnet, und mit Saussürischen Benennungen bezeichnet waren. Solche Sammlungen wurden vor einigen Jahren in Genf für zween Französische Louisd'or verkauft. Der Anblick des von Herrn von Saussüre so genannten Pierre de Corne gab mir über die Natur dieser Steinart, oder vielmehr über den Grund seiner Benennung nicht mehr Licht, als das Werk des Herrn von Saussüre selbst; und ich bin fast eben so fest überzeugt, daß unter diesem Namen mehrere von einander verschiedene, oder wenigstens vorher bekannte, und bestimmte Steinarten versteckt werden, als ich überzeugt bin, daß dieser Schriftsteller den Gneis an der Pissevache, und die Kalkfelsen, auf welchen das Schloß Bathiaz oder de la Bathia bey Martigny in Wallis liegt, mit dem nicht minder räthselhaften Petrosilex verwechselt hat *).

E 5

*) Dies bemerkte schon Besson 1. S. 36—41. Eben dies bemerkten nachher mehrere andere, deren Ansehen und Kenntnisse viel größer, als die von Besson sind. — Da ich aber die Stellen, an denen Herr von Saus-

Nicht weniger Vergnügen, als die Merkwürdigkeiten der Natur, die wir bey Herrn von Erlach fanden, machten uns die Meisterstücke der Kunst, die uns der Ihnen schon aus meinen vorigen Briefen bekannte Herr Pergot zeigte. Dieser große Künstler in Arbeiten von Haaren und Elfenbein hat in den letzten Jahren noch mehr an Kunst, als an Ruhm zugenommen. Wir sahen bey ihm mancherley Arbeiten, an welchen Erfindung, oder Wahl der Gegenstände, und Zeichnung eben so glücklich, als die Arbeit im höchsten Grade vollendet war. Das größte unter allen Kunstwerken war ein Medaillon, das der Prinz Eduard für seine Königliche Mutter bestellt hatte, und das, wenn ich nicht irre, zwey und zwanzig Schildlouisd'or kosten sollte. Ohne eine solche Arbeit gesehen zu haben, kann man es sich nicht vorstellen, daß man in Elfenbein eine Schweizerische Landschaft so unnachahmlich ausdrücken könne, als der Künstler sie dargestellt hatte. Ein zweytes Medaillon, das, wie dieses, zur Zierde eines Königlichen Armbandes bestimmt war, hatte Herr Pergot schon vor einiger Zeit abgeliefert. Als wir die Werkstätte des Künstlers verließen, war uns noch kaum so viel vom Tage übrig, als wir brauchten, um das Signal zu ersteigen, und die Gegend von Lausanne noch einmal zu überschauen. Ein Flor von herbstlichen

füre von dem Wallisischen Petrosiler redet, nochmals nachlese; so finde ich es fast unglaublich, daß Herr von S. Kalkstein und Petrosiler verwechselt haben sollte. Man sehe II. 498. 509.

Nebeln aber, die sich bald in Regenwolken zusammenzogen, verengte den Gesichtskreis, und vermehrte das trübe Dunkel, was der sich schon neigende Tag über den See, und dessen Gestade verbreitete.

Auch in Lausanne ist dieses Jahr das Gedränge von Fremden so groß, daß Reisende oft mehrere Tage liegen bleiben müssen, weil sie keine Pferde bekommen können. Beynahe hätte dies Schicksal auch uns getroffen. Nur mit genauer Noth erhielten wir zwey Pferde, da wir wegen unsers schweren Gepäcks drey verlangten, und gerne bezahlen wollten. Weil der Kutscher versprach, uns mit zwey Pferden eben so geschwind nach Genf zu bringen, als ein anderer mit drey thun würde; so mußten wir uns auch gefallen lassen, ihm für drey Pferde zu zahlen. Dieser Kutscher verdient also in zween Tagen, in welchen er nach Genf, und zurück fährt, ohne Trinkgeld, und die wahrscheinliche Rückfuhr, sechs französische Thaler, oder anderthalb Schildlouisd'or.

Genf, am 27sten Abends um 6½ Uhr.

Der Kutscher hat in der That Wort gehalten. Wir reisten heute erst gegen 7 Uhr von Lausanne ab, waren um 12 Uhr in Nyon, und kamen gleich nach sechs Uhr in Genf an, wo wir mit 10 bis 12 andern Wägen einfuhren. Wir traten diesmal auf die Empfehlung einiger Freunde in dem Ecû de Génève ab, wiewohl man jetzo auch aux balances viel besser, als vor sechs Jahren bedient werden soll. In dem Gasthofe, den wir jetzo bewohnen, sind Zimmer,

Betten, und Wäsche äusserst reinlich; Treppen und Gänge aber sind, wie in den übrigen Französischen Wirthshäusern. Die Aussicht aus den Zimmern des Ecû de Genéve ist nicht so frey, und lebhaft, als aus den balances; viel schöner aber muß sie aus dem uns gegenüber liegenden Hause seyn, das nahe am Hafen steht, und das unser Wirth gemiethet hat, weil sein geräumiges Haus die Fremden nicht alle fassen kann, die seit einigen Jahren nach Genf zuströmen.

So stark und rasch die Pferde unsers Lausanner Kutschers waren; so würden wir doch ohne die neue Chaussee, welche der Canton Bern von Lausanne aus hat führen lassen, viel später in Genf angekommen seyn. Dieser neue Weg ist einer der prächtigsten und bequemsten, die ich jemals gesehen habe, und man fährt, wie zwischen Bern und Thun, zwischen Schwetzingen und Mannheim, und auf den besten Bairischen Chausseen ganze, halbe, oder viertel Stunden, ohne auch nur den Stoß eines Steinchens zu empfinden. Eben diese Straße ist höher, als der alte Weg angelegt und man übersieht daher das schöne Pays de Vaud viel besser, als der alte, nahe am See herlaufende Weg es gestattete. Unterdessen findet man doch immer noch einige öde Stellen auf der ersten Hälfte des Weges zwischen Morges und Rolle; die andere Hälfte ist um desto sorgfältiger angebaut. Es muß einem jeden Reisenden auffallen, daß die Rebstöcke in der Waat lange so hoch nicht sind, als

in der Teuschen Schweiz, und besonders am Züricher See.

Am 29. Aug.

Den gestrigen ganzen Tag brachte ich damit zu, meine hiesigen Freunde zu besuchen, und mich nach der Lage der Sachen in Genf, und vorzüglich nach dem gegenwärtigen Geist der Regierung zu erkundigen. Den heutigen Tag habe ich dazu bestimmt, Ihnen das Resultat meiner Erkundigungen mitzutheilen; denn morgen denken wir bey dem fortdauernden guten Wetter, und dem hohen Barometer-Stande nach Chamouni zu reisen.

Die ganze Stadt frohlockt jetzt über die Wiedererhebung von Necker und den damit wiederkehrenden Credit des Französischen Hofes nicht weniger, als sie vorher durch die schreckliche Nachricht niedergeschlagen war, daß der König von Frankreich in dem ersten halben Jahre alle Zahlungen an die Gläubiger des Staats aussetzen, und in der Folge nur fünf Achtel bezahlen werde; welcher Entschluß die Ankündigung eines förmlichen Bankerotts war. So wie keine andere Stadt von gleicher Größe die Speculationen mit den Französischen Fonds so weit getrieben, und keine so viel dadurch gewonnen hat, als Genf; so ist auch keine andere in so großer Gefahr, durch einen Französischen Bankerott zu Grunde gerichtet zu werden. Es ist im strengsten buchstäblichen Sinn wahr, daß die Wohlfahrt von Genf mit der Wohlfahrt von Frankreich, oder vielmehr mit

dem Credit des französischen Hofes unzertrennlich verbunden ist. Genf zog in den letzten Zeiten jährlich acht und zwanzig Millionen aus Frankreich, weil nicht nur alle reiche und wohlhabende Familien ihr ganzes, oder den größten Theil ihres Vermögens in die Französischen Fonds geworfen, sondern weil auch die vornehmsten Häuser ungeheure Summen aus der übrigen Schweiz zu hohen Zinsen, und selbst zu sechs Procent geborgt haben, um sie mit großem Vortheil wieder anzulegen. Unter andern haben sich, wie es heißt, zwanzig der reichsten Familien, alle für eine, und eine für alle verbürgt, um ihren Speculationen eine desto größere Ausdehnung geben zu können. Sollte also der Französische Hof jemals einen solchen Entschluß durchsetzen, wie derjenige war, der den Erzbischof von Brienne gestürzt hat; so würden die Genfer nicht nur einen großen Theil ihrer eigenen Capitalien und Zinsen verlieren, sondern sie würden noch mehr dadurch gedrückt werden, daß sie ihre Gläubiger ganz befriedigen, und die ihnen versprochenen hohen Zinsen ohne Abzug entrichten müßten. Unter solchen Umständen war es also nicht zu verwundern, daß gleich nach der erhaltenen Nachricht von dem Plane des Französischen Hofes mehrere der größten hiesigen Speculateurs mit Extra-Post nach Paris eilten, um sich über das, was man zu fürchten, und zu hoffen habe, an Ort und Stelle genauer zu unterrichten, und daß die vornehmsten Häuser anfingen, ihren Aufwand einzuschränken, und besonders die Zahl ihrer Equipagen, und Pferde zu ver-

mindern. Nach Genf hat, wie ich höre, unter den Schweizerischen Städten Bern den größten Antheil an den Französischen Fonds genommen; und eben deßwegen sollen des wachsenden Wohlstandes ungeachtet im Bernischen die Preise der unbeweglichen Güter in den letzten Jahren merklich gefallen seyn. Viele Reiche verkauften ihre liegenden Gründe, und forderten ihre Capitalien von einheimischen Schuldnern zurück, um ihre Gelder mit größerm Gewinn in Frankreich anzubringen. Ein Französischer Bankerott, den manche hier für unvermeidlich halten, wird Genf fast ganz, und Bern, Freyburg und Basel zur Hälfte übern Haufen werfen.

Indem Sie dieses gelesen haben, ist Ihnen gewiß dieselbige Frage aufgestiegen, die ich mir sehr oft aufgeworfen, aber niemals habe beantworten können: warum man nämlich wider alle Gesetze der Klugheit, die sonst von vorsichtigen Großhändlern bey gefährlichen Unternehmungen beobachtet werden, nicht bloß sein eigenes, sondern auch fremdes Vermögen solchen unsichern Händen, als die Hände der Minister eines unumschränkten Königs sind, anvertraut, und dadurch sein ganzes Glück von der Willkühr eines mächtigen Schuldners abhängig gemacht habe, den niemand zwingen kann, und von welchem es schon lange bekannt ist, daß seine gewöhnlichen Ausgaben die gewöhnliche Einnahme jährlich um viele Millionen übersteigen? Auf diese Frage habe ich von mehrern verständigen Männern folgende nicht ganz genugthuende Antwort erhalten. Die ersten

kühnen Männer, die es wagten, große Summen in Frankreich anzulegen, erwarben dadurch in kurzer Zeit einen solchen Reichthum, daß sie im Stande waren, einen ungleich größeren Aufwand, als vorher zu machen. Dies Glück der ersten Unternehmer reizte, und nöthigte zum Theil, viele andere, die ihnen sonst gleich waren, und gerne gleich bleiben wollten, zur Nachahmung. Der durch diese Speculationen plötzlich vermehrte Wohlstand, und Luxus der vornehmsten Häuser in Genf erhöhte die Preise aller Dinge, und zwang die Familien vom Mittelstande, die sich nicht zum Pöbel rechnen lassen wollten, kostbarer zu leben, und mehr auf Tisch, Kleidung, Putz und Hausrath zu wenden, als vormals geschehen war. Diesen größern Luxus aber hätte man nicht bestreiten können, wenn man nicht angefangen hätte, in den Französischen Fonds zu spielen, und Geld zu höhern Procenten, als sonst zu nutzen. Was also wenige unternehmende Köpfe anfingen, das wurde durch Nacheiferung fortgesetzt, und zuletzt durch Nothwendigkeit vollendet, und allgemein gemacht. Ungeachtet der große Gewinn, den die reichen Genfer in den Französischen Fonds gemacht haben, Pracht und Aufwand um viele Grade vermehrt hat; so kann man doch, wie man mir versichert, kein angesehenes Haus nennen, das, weit entfernt mehr zu verschwenden, als es einnähme, nur seine sichern jährlichen Einkünfte ganz verzehrte. Eine vernünftige Sparsamkeit leitet die Genfer mitten in dem glänzendsten Aufwande; und dieser Aufwand belebt daher Handwer-

ke, Gewerbe, Künste, und Handel, ohne das Glück der Reichen und Vornehmen zu untergraben. Am meisten wenden die Reichen auf schöne Pferde und Equipagen. Unter aller allen Handwerkern sind daher Sattler, Wagner, und Schmiede am lebhaftesten beschäfftigt. Fast in allen Straßen sieht man Wägen, an denen noch gemalt, oder lackirt, oder sonst gearbeitet wird; und außer Wien habe ich in keiner Stadt so viele schöne Pferde, und Fuhrwerke aller Art, als in Genf gefunden.

Die Gesinnungen gegen die Teutschen, und die Urtheile über unsere Litteratur haben sich hier seit sechs Jahren unter dem erleuchteten Theile der Einwohner sehr geändert. Manche der würdigsten Genferischen Gelehrten haben unsere Sprache wenigstens so weit erlernt, daß sie prosaische Schriften ohne Schwierigkeit lesen können. Es ist sogar eine Niederlage von Teutschen Büchern entstanden, und die Freunde der teutschen Litteratur haben sich in eine Gesellschaft vereinigt, in welcher die wichtigsten teutschen Wochen- und Monatsschriften gehalten werden. Nach dem herrschenden Geschmack unsers Zeitalters liest und schätzt man die Werke unserer berümtesten Mineralogen, Chemiker, und Naturforscher am meisten: und nach diesen die neusten theologischen Schriften mehr, als die philosophischen; am wenigsten die Dichter, die den Ausländern zu schwer, und zu fremd sind. Die neusten Veränderungen in der Philosophie kennt man fast nur aus den Zeitungen, und vom Hörensagen; und aus solchen Quellen ist die Meynung

entsprungen, die ich hier mehrmal gehört habe, daß Teutschland jetzo mit Unglauben, und Paradoxomanie angefüllt sey. Herr Bonnet hat sich der Sage nach einen beträchtlichen Abschnitt aus Herrn Kant's Kritik der reinen Vernunft übersetzen lassen, und hat sich aus allen Kräften bemüht, den Sinn dieses Weltweisen zu ergründen. Einige der hiesigen Kenner und Liebhaber unserer Litteratur erheben die Verdienste der Teutschen bey allen Gelegenheiten so sehr, daß es andere zum Neide reizt; und gegen solche zu warme Bewunderer der Teutschen machte ein hiesiger Gelehrter neulich die Bemerkung, daß zuletzt keine große Erfindung mehr übrig bleiben werde, die man nicht den Teutschen werde zuzueignen suchen. Mehrere angesehene Familien lassen ihre Kinder von teutschen Hofmeistern erziehen, und in den letzten Jahren sind selbst in das benachbarte Frankreich teutsche Erzieher und Jugendlehrer verschrieben worden. Die Treue und Kenntnisse der teutschen Hofmeister werden in Genf allgemein anerkannt, und nach Verdienst geschätzt. Zugleich aber will man gefunden haben, daß sie weniger geschmeidig, oder um den wahren Ausdruck beyzubehalten, viel kizlicher seyen, und sich nicht so viel gefallen lassen, als die Französischen: ein Urtheil, das mich im Namen unsers Volks, und seiner edlen Söhne innig erfreut hat. Eben so angenehm war mir die Nachricht: daß die teutschen Handwerker, die sich hier in großer Zahl niedergelassen haben, den Französischen wegen der größeren Güte und Wohlfeilheit ihrer Arbeit vorgezogen wer-

den. Aller dieser günstigen Urtheile, und Vorurtheile ungeachtet ist dennoch unter den meisten Vornehmen und Geringen, die mit dem gegenwärtigen Zustande unsers Vaterlandes weniger bekannt sind, noch vieles von den falschen Begriffen übrig, die man vor nicht gar langer Zeit von Teutschland, und den Teutschen allgemein hatte. Man denkt sich Teutschland sehr häufig noch als ein rauhes, und rohes Land, in welchem junge Leute sich nicht lange aufhalten könnten, ohne an ihren Manieren, oder äußern Sitten Schaden zu nehmen, und merklich barbarisirt zu werden: als ein Land, in welchem vielleicht viel Gelehrsamkeit, aber wenig Genie, viele fleißige und geschickte Arbeiter, aber wenige Künstler und Erfinder seyen. Als ich einem Uhrhändler meine Secunden-Uhr von dem berühmten Pfarrer Hahn in Echterdingen zeigte, gab er mir sie ganz kalt mit den Worten zurück, daß sie pour un ouvrage d'Allemagne ganz leidlich gearbeitet sey.

Die Genferischen Schriftsteller klagten schon lange mit Recht darüber, daß viele der vornehmsten Familien in Genf die Thorheit der Französischen Financiers angenommen hätten. Diese Nachahmung fremder Sitten bestand aber doch mehr in der Nachäffung eines blendenden Pompes, in einem affectirten Stolze, oder unrepublicanischer Kälte gegen Geringere, und in einer lächerlichen Eitelkeit, und Galanteriesucht, als in einer kühnen und hohnsprechenden Verachtung aller Sittlichkeit. Vielleicht giebt es in Europa keine Stadt von gleichem, oder ähnlichen Reich-

thum, wo das höhere Publicum eine so strenge Sitten-Zucht gegen seine Mitglieder ausübt, als in Genf geschieht. Mehrere Freunde, die nichts weniger, als Bewunderer von Genf waren, haben mir versichert, daß unter den Vornehmern keine einzige Familie sey, in welcher die Frau vom Hause es wagte, oder wagen dürfte, ungescheut in verbotenen Verbindungen zu leben. Wenn eine angesehene Frau einen Fehltritt begehe, der anderswo ganz ungeahndet bleiben, oder höchstens belacht werden würde; so verliere sie in Genf unfehlbar alle Achtung, und selbst ihre bisherige Freundinnen zögen sich von einer solchen Sünderinn zurück. Die patrisische Jugend hingegen macht sich von der väterlichen Gewalt, oder vielmehr von dem Ansehen, welches die Väter in Teutschland während der ganzen Jugendzeit ihrer Söhne behaupten, noch viel früher, als in Bern los. Wenn die Söhne aus guten Häusern die Gränzen des Knabenalters kaum erreicht, oder überschritten haben; so sehen sie sich als freye und unabhängige Herren an, wählen ihre Arbeiten, ihre Vergnügungen, und Gesellschaften ganz nach ihrem Wohlgefallen, gehen mit ihren Vätern und Müttern, wie mit fremden Personen um, und verlangen von ihren Eltern eben die Nachsicht, eben die Schonung und Aufmerksamkeit, wie von andern Menschen, denen sie gar keine Verbindlichkeit haben. Diese Ungebundenheit der Genferischen Jugend verleitet manche junge Leute in einem Alter, wo man dergleichen in Teutschland kaum für möglich hält, in Verirrungen und

Abenteuer, aus welchen sie ohne den unersetzlichen Verlust ihres guten Namens und des Glücks, welches sie in ihrer Vaterstadt erwartete, nicht gerettet werden können. Bey dem geringen Ansehen, welches die Väter über ihre Söhne ausüben, ist es noch ein Glück, daß die Obrigkeit, und vorzüglich die Syndics als gemeinschaftliche Väter der Genferischen Jugend, die ihnen von den Gesetzen empfohlne Sittenzucht ungeschwächt erhalten haben. Junge Genfer, welche die Absicht haben, in die Regierung zu kommen, oder sonst zu ehrenvollen Stellen befördert zu werden, müssen sich, wenn sie nicht die Gunst ihrer Obern, und das darauf sich gründende Glück verlieren wollen, in ihrem ganzen Betragen viel mehr beobachten, als junge Leute von gleichem Stande in Teutschland nöthig haben. — So unläugbar übrigens die gewinnsüchtige Gierigkeit der gemeinen, und die kluge Sparsamkeit der reichen Genfer ist, eben so unläugbar ist es auch, daß eben diese reichen Genfer gegen Arme und Nothleidende viel mildthätiger und freygebiger sind, als man ihnen auswärts zutraut. Wenn also auch die Beyspiele von Filzigkeit nicht erdichtet sind, die man einigen Genferischen Millionärs nacherzählt; so that man doch den übrigen Reichen das größte Unrecht, wenn man sie nach diesen wenigen Niederträchtigen beurtheilte. Ich fürchte fast, daß ich selbst durch meine vormaligen Schilderungen zur Ausbreitung des gemeinen Vorurtheils wider die Menschlichkeit der vornehmen Genfer etwas beygetragen habe. Sollte dieses wirklich geschehen

seyn; so würde ich es eben so sehr bereuen, als ich es bedaure, daß ich bey meinem ersten Aufenthalte nicht so glücklich war, so viele schöne und liebenswürdige Genferinnen zu sehen, als mir schon heute, und gestern vorgekommen sind. Wenn Genf in Rücksicht der Schönheit seiner Töchter auch nicht mit Wien, und einigen andern großen teutschen Städten wetteifern kann; so kann es meinen jetzigen Beobachtungen nach, wenigstens mit einer jeden andern Schweizerischen Stadt einen Wettkampf eingehen. Es gewährt einen angenehmen Anblick, und giebt zugleich einen günstigen Begriff von der Größe, und Allgemeinheit des Wohlstandes der hiesigen Einwohner, daß selbst die Frauen und Töchter gemeiner Bürger, und noch mehr die Dienstmädchen in angesehenen Häusern fast ohne Ausnahme in weißen und sauber gewaschenen Mussel in gekleidet sind. Auffallend war es mir, daß viele, und vielleicht die meisten sonst gut gekleideten Frauenspersonen von der geringern Classe nicht in Schuhen, sondern in Pantoffeln, oder in niedergetretenen Schuhen gehen. Aus dieser Gewohnheit leite ich den schwankenden und ungewissen Gang der gemeinen Genferinnen ab, wenn nicht etwas Eigenthümliches in ihrem Cörperbau zum Grunde liegt.

In Genf habe ich es abermals erfahren, wie schwer es auch dem vorsichtigsten, und die Wahrheit aufrichtig suchenden Reisenden werde, den wirklichen Zustand der Dinge' zu erforschen, selbst alsdann, wenn er sich an einsichtsvolle, rechtschaffene, und

dem Schein nach unparteyische Männer wendet. Ich fragte mehrere Personen von entgegengesetzten Parteyen, sowohl ehemalige Repräsentanten, als Negatifs, die in aller Rücksicht unverwerflich schienen, über die Wirkungen des Edicts von 1782 und über den Geist der gegenwärtigen Regierung; und von allen, die ich zuerst fragte, erhielt ich dieselbige Antwort: daß die neue Gesetzgebung äußerst verderblich, die darauf gegründete Regierung eben so verhaßt, als despotisch, und die Unzufriedenheit mit beiden ganz allgemein sey. Das Edict von 1782 nannte man nicht anders, als das blaue oder schwarze Buch. Der kleine Rath, versicherte man, sey mächtiger, als jemals: die Mitglieder des großen Raths, und die aus der Bürgerschaft erwählten Adjuncten seyen bloße Ja-Herren: und Handel und Wandel verfalle von Tage zu Tage, so wie Auswanderungen stets zunähmen, oder fortdauerten. Wenn die Oligarchie der ehemaligen Negatifs nicht bald gemildert oder aufgehoben werde; so würden Betriebsamkeit und Wohlstand, gleich der Freyheit, aus den Mauren von Genf entfliehen, und mit dieser Tochter des Himmels in glücklichere Gegenden wandern. Als ich diese traurigen Nachrichten nach wiederholten Bestätigungen schon als zuverlässig angenommen hatte, so führte mich ein günstiger Zufall in die Gesellschaft eines Mannes, der eben so gut, als meine bisherigen Gewährsmänner unterrichtet, aber weniger, als diese gegen die Regierung eingenommen war. In dem Edict von 1782, sagte dieser, seyen freylich

manche Puncte, womit weder die Repräsentanten, noch die Negatifs zufrieden seyen; allein nichts sey falscher, als daß Bevölkerung, Handlung, und Gewerbe seit der letzten Revolution abgenommen hätten. Vielmehr habe Genf nie eine so große Volksmenge, und so blühende Manufacturen, und Handlung, als in den letzten Jahren gehabt. Eigenthum, und persönliche Sicherheit seyen heiliger und unverletzlicher, als jemals: nur suche die Regierung ganze Corpora, und namentlich die Geistlichkeit zu schwächen, und daher rühre die Unzufriedenheit der Nicht-Layen, und aller derer, die mit diesen genau verbunden seyen, oder gleiches Interesse hätten. Die Obrigkeit habe es sich zum Grundsatz gemacht, den alten Parteygeist, und die daher zu befürchtenden Gährungen durch eine weise, und milde Regierung auszurotten. Sie unterstütze Arme, und noch mehr fleißige Arbeiter mit fürstlicher Freygebigkeit: begünstige die ehemaligen Repräsentanten, wo sie ohne Schaden des gemeinen Bestens könne, und nähere sich der gemeinen Bürgerschaft mit viel mehr Herablassung und Güte, als sie sonst gethan habe. Gerade diese Bemühungen aber, die Liebe der Bürger, und vorzüglich der Repräsentanten zu gewinnen, veranlaßten manche Negatifs zu Klagen, indem diese sich in ihren Erwartungen getäuscht fänden. Man brauche nur die ersten Abschnitte des Edicts von 1782 einzusehen, um sich zu überzeugen, daß der kleine Rath unmöglich eine größere, oder nur eine so große Gewalt, als vor 1782 besitzen, und die Macht des klei-

nen Raths wieder in den Händen einiger wenigen Familien seyn könne. Es sey stadtkündig, daß seit wenigen Jahren sechs Familien, die vormals nie zu dieser Ehre gelangt seyen, das Glück gehabt hätten, Personen aus ihrem Mittel in den kleinen Rath zu bringen. Eben so notorisch sey es, daß der große Rath in weniger, als einem Jahre, über hundert Vorschläge oder Entschließungen des Senats aufgehoben hätte, und daß die sechs und dreyßig Beysitzer, oder Adjoints des großen Raths, die durch das Loos aus der Bürgerschaft gewählt werden, eben so freymüthig und nachdrücklich, als die wirklichen Mitglieder des großen Raths redeten. — Diese letztere Schilderung der gegenwärtigen Verfassung und Lage von Genf war mir um desto glaubwürdiger, weil sie mit den mir bekannten Urtheilen eines großen Staatsmannes übereinstimmte, den ich vor meiner Ankunft in Genf zu sprechen das Glück hatte, und der Genf genauer kennt, als die meisten seiner selbst aufgeklärten Einwohner.

Um aber Sie, mein werthester Freund, in Stand zu setzen, über den Werth der jetzigen Verfassung, und des Edicts von 1782 zu urtheilen, ist es unumgänglich nothwendig, daß ich Ihnen einen kurzen Entwurf der wichtigsten Revolutionen dieses Freystaats vorlege; denn nur alsdann, wenn man die ehemaligen Schicksale von Genf, und besonders die letzten Klagen der Bürgerschaft, so wie die letzten Anmaaßungen der Obrigkeit, und der vornehmsten Familien kennt, nur alsdann ist man fähig, zu entscheiden, ob

und in wie ferne das Edict von 1782 den einen abgeholfen, und auf die andern Rücksicht genommen: ob es eine drückende Oligarchie, oder ein gemäßigtes Volksregiment gegründet habe?

Die Bürger von Genf *) besaßen schon Jahrhunderte lang unter der Regierung der Bischöffe alle Vorrechte der höchsten Gewalt, entweder uneingeschränkt, oder mit geringen Einschränkungen. Sie wählten ihre vornehmsten Magistratspersonen, gaben sich ihre eigenen Gesetze, legten sich selbst Schatzung auf, schlossen Bündnisse, und rathschlagten über alle wichtige Angelegenheiten, welche die Gemeine betrafen. Als die Bischöfe zur Zeit der Reformation ihren bisherigen Wohnsitz verließen; so fielen alle die Vorrechte, welche sie bis dahin noch ausgeübt hatten, dem ganz entfesselten Volke zu, das nun im Calvin nicht bloß den Urheber einer reinern Lehre, nicht bloß den Wiederhersteller der Sitten, sondern auch einen ewig unvergeßlichen Gesetzgeber verehrte, und bis auf den heutigen Tag verehrt. Die ausübende Gewalt lag von den ersten Zeiten der Freyheit her vorzüglich in den Händen der vier Syndics, die jährlich von der versammelten Bürgerschaft aus der ganzen Bürgerschaft gewählt, und unter der Regierung der Bischöfe als die Fürsprecher und Vertheidiger der Rechte des Volks angesehen wurden. Diese vier Syndics wählten wiederum seit undenklichen Zeiten aus den angesehensten und verständigsten Bürgern

*) Dictionnaire geogr. & hist. de la Suisse I. p. 265. Tableau hist. & polit. des Revol. de Géneve. à Géneve 1782. par M. d'Ivernois p. 4.

eine beliebige Zahl von Beysitzern, mit welchen sie sich bey wichtigen Vorfällen berathschlagen konnten; und aus diesen von den Syndics freywillig erwählten Beysitzern erwuchs endlich im Jahre 1437 der Senat, oder der kleine, und enge Rath, der auch der Rath der Fünf und Zwanziger genannt wird, weil er noch jetzo aus so vielen Mitgliedern besteht. Zwanzig Jahre nach der Errichtung des kleinen Raths fand es die Bürgerschaft nöthig, daß die Syndics, und ihre beständigen Räthe bey gewissen Angelegenheiten eine noch größere Anzahl von Bürgern, als bisher, zu ihren Berathschlagungen zuzögen. Auf diese Art entstand der Rath der Funfziger, oder Sechsziger, der gleichfalls noch jetzo fortdauert, aber nur selten zur Vorbereitung von auswärtigen Angelegenheiten zusammenberufen wird. Dieser größere Rath wurde allmählich vermehrt, und im Jahr 1526 nach dem Beyspiele der vornehmsten Schweizerischen Republiken auf 200 festgesetzt. Zehn Jahre nach der Stiftung des Raths der Zweyhunderte ließ sich die Bürgerschaft zu der Satzung bewegen, daß der kleine und große Rath ins künftige sich gegenseitig ergänzen, und jährlich erwählen sollten. Die Freunde der Freyheit halten diese Satzung mit Recht für das größte Gebrechen ihrer Verfassung, und für die wahre Quelle alles Unglücks, und aller Unruhen, die in diesem Jahrhundert in Genf entstanden, und niemals ganz und auf eine dauerhafte Art beygelegt worden sind *). Nachdem die beiden Räthe das Vorrecht er-

*) Revol. de Génève p. 8. 9.

langt hatten, sich gegenseitig zu erwählen; so wurde die jährige Wahl sehr bald eine bloße Cärimonie, indem die Glieder des einen die Glieder des andern bestätigten, um von diesen wieder bestätigt zu werden; und beide Räthe fühlten sich eben sobald als unabhängige Cörper, die von dem Unwillen, und dem unmittelbaren Einflusse des Volks weiter nichts zu fürchten hätten. Durch die Wahlordnung vom Jahr 1536 wurde eins der ältesten Grundgesetze des Staats vereitelt: daß nämlich keiner im Amte seyn solle, der dem Volk nicht gefällig sey: denn da die Bürgerschaft sowohl der Wahl, als der Bestätigung der beiden Räthe, und ihrer Mitglieder entsagt hatte; so mußte es nothwendig oft geschehen, daß Personen, welche sie verabscheute, in die Regierung, und in die von beiden Räthen abhängigen Aemter kamen. Die schlimmste Folge der Unabhängigkeit beider Räthe von dem Volke*) war diese, daß der kleine Rath unausgesetzt darnach trachtete, sowohl die Gewalt der Syndics, als die Vorrechte des großen Raths in sich zu vereinigen. Diesem Streben nach einer beständigen Vermehrung von Macht widersetzten sich die Syndics nicht, weil sie nur alle vier Jahre Syndics seyn konnten, und hingegen ihr ganzes Leben durch Mitglieder des kleinen Raths blieben; und der Rath der Zweyhunderte that es eben so wenig, weil jedes Mitglied des großen Raths dereinst in den kleinen Rath zu gelangen hoffte. Schon im sechszehnten Jahrhundert war der kleine Rath so eigenmächtig,

*) inamovibilité.

daß er eins, oder mehrere seiner Mitglieder, welche der große Rath entsetzt hatte, wegen der wichtigen Dienste, die sie dem Vaterlande geleistet hätten, in ihren Würden bestätigte. Eben so früh entkräftete der Senat das Vorrecht der Zweyhunderte: sich an jedem ersten Montage eines jeden Monats zu versammeln, um über Sachen, die das gemeine Beste betreffen, zu rathschlagen, und dem kleinen Rath Vorschläge zu thun. Der kleine Rath maaßte sich das ausschließende Vorrecht an: alle Vorschläge zu untersuchen, und wenn sie ihm mißfielen, zu verwerfen: eine Anmaaßung, welche die Mitglieder des großen Raths schweigen machte, oder unerhört ließ. Da die versammelte Bürgerschaft, oder das sogenannte Conseil général im Jahr 1568 das Gesetz gab, daß in dem Rath der Zweyhunderte nichts zur Berathschlagung kommen solle, was nicht vorher im kleinen Rath abgehandelt worden, und wiederum im Conseil général nichts, worüber man nicht im kleinen sowohl, als großen Rath gerathschlagt habe *); so zog der Senat bald die vornehmsten Zweige der ausübenden Gewalt an sich: Verwaltung nämlich der Finanzen, oberste Aufsicht in Polizey- und Kriegssachen, die höchste bürgerliche, und peinliche Gerichtsbarkeit, die Vorbereitung aller Gesetze, und die Vergebung aller Aemter, die dem großen, und allgemeinen Rath nicht ausdrücklich vorbehalten waren.

So sehr aber auch der kleine Rath seine Macht vergrößerte, und in einzelnen Fällen mißbrauchte; so

*) ib. p. 15. 19.

veranlaßte er doch im sechszehnten, und siebenzehnten Jahrhundert keine gefährliche Unruhen, oder Ausbrüche von Unzufriedenheit. Im sechszehnten Jahrhundert vereinigte die beständige Furcht vor den Ansprüchen, und Unternehmungen von Savoyen den Magistrat, und die Bürgerschaft, und machte, daß der erstere seine Mitbürger schonte, und die andere ihre Obrigkeit nicht so scharf, als im sichern Frieden beobachtete, oder auch manche Schritte durch die Nothwendigkeit schleuniger Maaßregeln entschuldigte. Als im vorletzten Jahrhundert die Furcht vor Savoyen im Frieden von 1603 verschwand; so erhielt die Einfalt der Sitten, die geringe Ungleichheit der Glücksgüter, und die daher entstehende vertrauliche Gemeinschaft der Magistratspersonen, und der übrigen Bürger die innere Ruhe unverrückt noch mehrere Menschenalter fort. Die Häupter des Staats weigerten sich nicht, die Kinder der geringeren Bürger zur Taufe zu halten. Aus dieser Gevatterschaft entsprang ein natürliches Verhältniß von Patronen und Clienten, wodurch die Vornehmen sich zur Beschützung der Geringern verpflichtet glaubten, und diese in jenen treue Helfer, Rathgeber, und Fürsprecher fanden. Wie unbedeutend Handel und Gewerbe in dem jetzt so blühenden und volkreichen Genf vor der Aufhebung des Edicts von Nantes *) gewesen seyen, erhellt allein daraus, daß noch in der letzten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts das Gras in den Straßen der Stadt wuchs, und daß man Häuser

*) l. c. S. 26.

nicht einmal gegen die Unterhaltung der Dächer vermiethen konnte, ungeachtet man im funfzehnten Jahrhundert 2485, und im sechszehnten 3222 neue Bürger angenommen hatte. In Ansehung des Bürgerrechts verhielt es sich in Genf eben so, wie in Bern, und andern Städten. So lange die Einwohner von Genf mancherley Gefahren, oder Beschwerden zu fürchten hatten, nahm man alle brauchbare Fremdlinge, die sich niederlassen wollten, mit der größten Bereitwilligkeit auf, und in bedenklichen Zeitläuften zwang man oft Fremdlinge, entweder die Stadt zu räumen, oder sich als Bürger einschreiben zu lassen. Als aber die Zeiten ruhiger, und die Lage der Genfer Bürger, verglichen mit dem Schicksale der benachbarten Staaten beneidenswerth wurde, da erschwerte man auch die Erlangung des Bürgerrechts; und nun entstanden die verschiedenen Classen der Einwohner, deren Ursprung von einigen schon in sehr alten Zeiten hinaufgerückt wird. Vollkommene Bürger, oder Citoyens sind diejenigen, deren Großeltern schon das Bürgerrecht gehabt haben, und die allein das Recht besitzen, in den großen, und kleinen Rath, so wie in alle Aemter zu kommen. Klein-Bürger hingegen, oder Bourgeois nennt man solche, die entweder selbst, oder deren Eltern das Bürgerrecht erhalten haben. Diese können zwar in den Volksversammlungen ihre Stimmen geben; allein sie haben keinen Antheil an der Regierung, und an den Aemtern der Republik. Von beiden unterschieden sich die Insassen, oder Habitans, und deren in Genf gebor-

ne Kinder, oder die sogenannten Natifs nicht bloß dadurch, daß sie von den Volksversammlungen, und der Regierung ausgeschlossen waren, sondern daß sie auch nicht einmal Handel, und die höheren Künste und Professionen treiben konnten.

Unter den vielen Tausenden von Flüchtlingen, welche die Aufhebung des Edicts von Nantes aus Frankreich vertrieb, kamen auch viele nach Genf, und wurden von dem Magistrat, der in diesem Falle weiser, als die Bürgerschaft war, mit offenen Armen aufgenommen. Weil manche Bürger sich der Aufnahme der Fremdlinge widersetzten; so sagte der damalige erste Syndic, Jean Lambert: ich wundere mich sehr über eure Abneigung gegen diese Fremdlinge; denn wie viele sind unter euch, die nicht erst seit hundert Jahren in diese Stadt gekommen sind? das Vermögen, die Künste, und die Thätigkeit, welche die neuen Bürger nach Genf brachten, erweckten Handel und Gewerbe bis zu einem Grade, den sie vorher nie in Genf erreicht hatten. Aus dem aufblühenden Handel und Industrie entstand Ungleichheit der Güter. Die Reichen und Vornehmen entfernten sich allmählich von der geringern Bürgerschaft, und bauten sich auf dem obern Theile der Stadt an. Die Rathsherren-Würde wurde in einigen wenigen Familien beynahe erblich, und auch die Mitglieder des großen Raths wurden verhältnißmässig nur aus einer kleinen Zahl von Geschlechtern gewählt.

Dieser Hang der Verfassung zur Oligarchie erregte Unzufriedenheit unter der Bürgerschaft, unter welcher sich schon zu viel Wohlstand und Aufklärung fand, als daß sie nicht die eingeschlichenen Mißbräuche, und die Mittel dagegen hätte rügen, und erkennen sollen. Die Bürgerschaft verlangte daher im Jahre 1707, daß die seit fünfzig Jahren in den grossen Rath eingeführte Gewohnheit, nicht laut und mündlich, sondern durch Billete zu stimmen, auch in den Volksversammlungen gebraucht: daß ferner alle politische Verordnungen gedruckt, alle bürgerliche Gesetze nachgesehen, und gleichfalls bekannt gemacht: daß die Zahl der Personen von demselbigen Namen und Geschlechte, die in beiden Räthen sitzen könnten, eingeschränkt: und daß endlich das Volk zu bestimmten Zeiten zusammengerufen werden solle, um über die innern Angelegenheiten zu rathschlagen. Es gelang der Obrigkeit, die meisten von diesen Forderungen zu vereiteln, indem sie dieselben zugestehen zu wollen schien. Die Ankunft von fremden Truppen in der Nachbarschaft von Genf diente dem Magistrat zum Vorwande, sich zur Sicherheit der Stadt von Zürch und Bern eine Besatzung auszubitten. Als diese angelangt war, fing der Senat sogleich an, scharfe Untersuchungen gegen diejenigen anzustellen, welche die Rechte der Bürger am muthigsten vertheidigt hatten. Zween dieser edlen Verfechter der Freyheit, Le Maitre und Fatio wurden auf die ungerechteste Art, der eine öffentlich, der andere im Gefängnisse hingerichtet. An den übrigen, die entflohen waren, ließ

man ähnliche Strafen in effigie vollziehen, oder man verbannte sie, oder belegte sie sonst mit schimpflichen Strafen. Die Bürgerschaft, die durch die fremden Hülfsvölker in Furcht gesetzt war, ertrug diese blutigen Gewaltthätigkeiten mit einem stummen Schmerze, und ließ sich sogar im Jahre 1712 bereden, die periodischen Volksversammlungen, und das Opiniren, oder das Reden und Rathschlagen bey dem Stimmengeben in den Conseils généraux abzuschaffen.

Das Recht, neue Auflagen zu bewilligen, gehörte unläugbar einzig und allein dem Conseil général, oder dem versammelten Volke zu. Nichts desto weniger erhöhte die Obrigkeit die Auflagen, die zur Vollendung der nach einem zu großen Plan angefangenen Festungswerke erfordert wurden. Man erklärte die Vorstellungen, die der bekannte Micheli dagegen machte, und die bessern Vorschläge, die er that, für aufrührerisch, beraubte ihn seines Bürgerrechts, und seines Vermögens, verwies ihn aus der Stadt, und vermochte die Regierung von Bern dahin, daß sie Micheli aufheben, und auf die Festung Aarburg bringen ließ. Nicht zufrieden, die Bürgerschaft eigenmächtig mit Auflagen zu beschweren, nahm man sogar gegen geringe und willkührlich festgesetzte Preise manche kleine Grundstücke weg, welche in die Festungswerke hineingezogen werden sollten. Als die Bürger hierüber Klagen erhoben, wies man sie als unruhige Schreyer zur Ruhe. Bald nachher aber wurden die durch das Betragen des Ma-

gistrats schon gereizten Gemüther im höchsten Grade aufgebracht, als man entdeckte, daß die Obrigkeit allerley heimliche Maaßregeln zur Entwaffnung der Bürger, und zur Bewaffnung der Arbeiter an den Festungswerken genommen hatte. Der Magistrat suchte zwar in Verbindung mit den Gesandten von Zürch und Bern die Bürgerschaft zu besänftigen; allein endlich drang diese drohend darauf, daß sechs obrigkeitliche Personen, die man für die Haupturheber der Verschwörung wider das Volk hielt, verwiesen, und auch die wichtigsten Beschwerden abgestellt wurden. Diese Gerechtigkeit verschaffte sich die Bürgerschaft gegen das Ende des Jahres 1734. Weit entfernt, durch diesen muthigen Schritt Frieden zu erhalten, erbitterte man dadurch die unterliegende Partey nur noch mehr gegen die siegreiche. Die Anhänger der Verwiesenen boten in, und außer der Stadt alles auf, um ihre Freunde wieder zurück zu bringen: und da man diese Absicht durch Vermittelung und Güte nicht erreichen konnte; so ließ man es endlich auf den Ausschlag der Waffen ankommen. Am 21 Aug. 1737 entstand ein allgemeines Kriegsgeschrey. Die Partey der Verwiesenen kam mit den Bürgern in ein blutiges Handgemenge, in welchem aber die letztern die Oberhand behielten. Durch diesen Aufstand war die Obrigkeit, und das Volk in Genf so sehr entzweyt worden, daß es schien, als wenn die eine, und das andere sich ohne die Dazwischenkunft fremder, und uneingenommener Mittler nicht wieder vereinigen würden. Der Französische Hof, und die

Republiken Zürch und Bern schickten deßwegen Abgeordnete nach Genf, und diese brachten das berühmte Edict von 1738 zu Stande, in welchem keine Partey unterdrückt, und die gegründeten Rechte und Forderungen von beiden, so viel es möglich war, verbunden, und befriedigt wurden. Man hat zwar diesem Edict den Vorwurf gemacht, daß es dem Senat zu viel Macht gelassen oder gegeben, und daß es besonders die Obrigkeit durch die beständige Fortdauer der Auflagen, die vor 1714 eingeführt gewesen, von dem Volke ganz unabhänglg gemacht habe; allein diese Vorwürfe sind ungegründet, oder wenn auch der kleine Rath ein, oder das andere neue Vorrecht erhielt, so wurden diese der Bürgerschaft durch die genaue Bestimmung aller Theile der ihr zukommenden höchsten Gewalt, und durch die Abschaffung vieler Mißbräuche und Staatsgebrechen mehr als vergütet. Indem das Edict von 1738 die Abgaben, die älter, als 1714 waren, gleichsam verewigte; erkannte es zugleich dem Volke das ihm streitig gemachte Recht zu, neue Auflagen zu bewilligen, und ließ die Abgaben zur Ausführung der Festungswerke im Jahre 1750 aufhören. Wenn ferner das Edict von 1738 verordnete, daß im Rath der 200 nichts vorgetragen werden solle, was nicht im kleinen Rath abgehandelt und gebilligt worden, und wiederum im Conseil général nichts, was nicht der große sowohl, als der kleine Rath untersucht, und gutgefunden hätte; so wurde auf der andern Seite der Bürgerschaft die gesezmäßige Erlaubniß gegeben, ohne Verweise, oder

Verantwortung fürchten zu dürfen, ihre Klagen bey der Obrigkeit vorzubringen. Das Edict schwächte die oligarchische Gewalt des kleinen Raths, und der mächtigen Familien durch viele weise, und auch in der Folge unter allen Revolutionen beybehaltene Artikel. Es schloß mehr, als die bisherigen Sitten, Blutsverwandte, oder auch andere nahe Verwandte vom kleinen Rath aus. Es gestattete keinem Candidaten vor dem dreyßigsten Jahre den Zutritt zu dem großen Rath, und vermehrte den letztern bis auf 250 Mitglieder. Es gab einem jeden peinlich angeklagten Bürger, und Einwohner von Genf die Freyheit, einen Procurator, einen Advocaten, und zween bis vier Freunde zu seinen Vertheidigern und Beyständen zu wählen, und von dem Urtheil des kleinen Raths an den großen zu appelliren, durch welche Verordnungen die furchtbare Gewalt des kleinen Raths über Leben und Tod gebrochen, und die Freyheit, das Leben und Vermögen der Bürger viel mehr, als vormals gesichert wurden. Endlich untersagte das Edict von 1738 alles Einlassen von Hülfsvölkern, alle Vermehrung der Garnison, die auf 720 Mann festgesetzt wurde, und gestattete den Natifs, oder den Ingebornen von Genf den Zugang zu allen Handwerkern, in welchen sie eben so gut, als die Bürger, Meister werden konnten, wenn sie das leisteten, was in solchen Fällen auch die Bürger leisten mußten. Wenn in dem unparteyischen Edict von 1738 irgend ein Theil begünstigt genannt werden könnte; so wäre es unläugbar nicht der kleine, sondern der große Rath,

und die Bürgerschaft: und wenn man etwas daran tadeln wollte; so wäre es die gänzliche Unbestimmtheit, worin es die Bürger in Ansehung der Mittel ließ, wodurch sie die Obrigkeit zur Abstellung ihrer Beschwerden nöthigen, oder Beschwerden und streitige Puncte vor das Conseil général zur Entscheidung bringen konnte. Allein man kann die Vermittler deßwegen nicht anklagen, daß sie künftige Fälle nicht voraussahen, an welche selbst die Bürgerschaft nicht dachte, und daß sie ein Geheimniß nicht fanden, nach welchem man in Genf selbst bis 1782 vergebens gesucht hat. Das Edict von 1738 verdiente es also vollkommen, daß es von der Bürgerschaft beynahe einstimmig, und mit der dankbarsten Freude angenommen, und als ein Grundgesetz gutgeheißen wurde.

Das neue Edict bestimmte nicht bloß die Rechte der verschiedenen Stände, und stellte nicht bloß Ruhe und Frieden wieder her; sondern es wurde auch die Quelle der außerordentlichen Betriebsamkeit, und des hohen Wohlstandes, die sich seit einem halben Jahrhundert in Genf immer vermehrt haben. Weil die Natifs zu allen Professionen zugelassen wurden; so legte man sich mit einem eben so allgemeinen, als glücklichen Eifer auf die Uhrmacherkunst, die nicht, wie andere Fabriken, einige wenige Unternehmer bereichert, indem sie die fleißigen Arbeiter darben läßt, sondern vielmehr die letztern mit Wohlhabenheit lohnt, und sie dadurch freyer, und fähiger macht, sich selbst und ihre Kinder auszubilden. Mit dem verbesserten Zustande der Natifs nahm auch zugleich ihre Zahl

so sehr zu, daß man sie im Jahre 1782 der Zahl aller Bürger gleichschätzte. Das Emporkommen des Standes der Natifs erfüllte die Obrigkeit mit ängstlichen Besorgnissen, indem sie nicht ohne Grund befürchtete, daß höheres Glück, und bessere Kenntnisse immer neue Wünsche der Vermehrung ihrer Rechte erwecken möchten. Je mehr die Natifs, und geringern Bürger an Vermögen und Aufklärung zunahmen, desto mehr zogen sich die Vornehmen von ihnen zurück; und es kam also bald dahin, daß die Reichen die Caffeehäuser, und selbst die Uebungsplätze der Bürgerschaft gänzlich mieden.

Ungeachtet der Magistrat mehrere Bedingungen des Edicts von 1738 nicht erfüllte, oder gar übertrat; so würde sich doch die Bürgerschaft wahrscheinlich noch lange ruhig verhalten haben, wenn nicht die Obrigkeit sich durch die Familie Tronchin im Jahr 1762 hätte verleiten lassen, den Emil und Contrat Social von Rousseau als ärgerliche, und für die Religion nicht weniger, als für den Staat gefährliche Schriften zu verdammen, und durch die Hand des Büttels zerreißen zu lassen. Nachdem man sich alle mögliche Mühe gegeben hatte, die Vollziehung der Strafe aufzuhalten; so überreichte zuerst eine kleine Zahl von Freunden des gekränkten Schriftstellers eine Vorstellung, worin sie um die Aufhebung des widerrechtlichen gegen ihren Mitbürger gefällten Urtheils bat. Der Senat verwarf diese Vorstellung als ungültig mit stolzer Verachtung. Rousseau's Freunde, die sich täglich vermehrten, wie-

derholten ihre Beschwerden, und Forderungen; und der kleine Rath schlug sie immer von neuem ab, weil er, wie er behauptete, das droit négatif, oder das Recht besitze, alle Vorstellungen der Bürgerschaft, die er für grundlos, oder bedenklich halte, abzuweisen. Wenn dieses nicht wäre, sagte die Obrigkeit; so würde jede Vorstellung der Bürger ein Befehl an die Obrigkeit seyn, den Inhalt derselben zu bewilligen, oder gleich dem versammelten Volke vorzutragen; und bey einer solchen Bewandtniß der Sachen, würde man eine jede Neuerung einführen, und die heiligsten Gesetze umstoßen, oder erschüttern können. — Sobald der Magistrat mit diesen Ansprüchen hervortrat; so verlor die Bürgerschaft die erste Hauptveranlassung zu ihren Beschwerden aus den Augen, und erhob sich gegen das droit négatif, als gegen den Zerstörer ihrer Freyheit und Verfassung. Wenn die Obrigkeit, sagten die Bürger, das Recht besäße, alle unsere Vorstellungen über beleidigte Gesetze unerhört bey Seite zu legen; so würde sie alle Gesetze verbrechen, und übertreten können, wie sie wollte, ohne daß die Bürger dieses zu hindern im Stande wären. Sie würde Richterinn in ihrer eigenen Sache, und als willkührliche Auslegerinn der Gesetze unumschränkte Gesetzgeberinn werden, wofür das Edict von 1738 einzig und allein die rechtmäßig versammelte Bürgerschaft erklärt hat. — Von dieser Zeit an wurden die Benennungen der Négatifs und Réprésentants gewöhnlich.

Zu den erwähnten Streitigkeiten gesellte sich andere über das Recht, welches der Magistrat ansprach, jeden Bürger vorläufig in Verhaft zu nehmen, und über die Freyheit der Bürgerschaft, die Candidaten des Syndicats, die ihr von dem Senat vorgeschlagen würden, entweder zum Theil, oder auch ganz zu verwerfen. Weil der Magistrat verzweifelte, daß er die Bürger bewegen würde, von ihren Forderungen abzustehen, und die angemaaßten Rechte der Obrigkeit anzuerkennen, so rief er abermals den Französischen Hof, und die Republiken Zürch und Bern als vermittelnde Mächte an. Die Abgesandten dieser Staaten neigten sich fast ganz auf die Seite des Magistrats, und entwarfen einen Friedensplan, in welchem die Gewalt des Senats weit über die Gränzen, die ihr im Edict von 1738 gesetzt worden waren, erweitert, in eben dem Verhältnisse die Rechte der Bürgerschaft eingeschränkt, und für alle die Opfer, die man von ihr verlangte, keine andere Entschädigung gegeben wurde, als daß bey jeder Ergänzung des großen Raths aus jedem der Quartiere sieben Mitglieder erwählt, und ein Tribunal von 79 Personen niedergesetzt werden sollte, das über die Gültigkeit aller Vorstellungen der Bürgerschaft zu entscheiden habe. In dieses wichtige Tribunal wollte man aber nur ein Drittel der Mitglieder aus der Bürgerschaft, und die übrigen zwey Drittheile aus dem Rath der Sechsziger und Zweyhunderte genommen wissen. Die Bürgerschaft verwarf diesen Plan aller Drohungen ungeachtet, wodurch der Französische Hof sie zu schrecken

suchte, am 15 Dec. 1761 mit 1095 Stimmen gegen 515. Gleich nach diesem Schritt zogen sich die Gesandten der vermittelnden Mächte aus Genf zurück. Der Handel, und alle übrige Gemeinschaft der Repräsentanten mit Frankreich wurde aufgehoben, und sowohl durch diese Sperrung, als durch die plötzliche Zurückforderung der Gelder, welche die reichen Negatifs den repräsentantischen Bürgern vorgestreckt hatten, wurden viele Häuser zu Grunde gerichtet. Nichts desto weniger beharrten die Bürger unerschütterlich auf dem Vorsatze, ihre Freyheiten und Vorrechte nicht kleinmüthig aufzuopfern. Zum großen Glücke der Repräsentanten fing der Herzog von Choiseul endlich an wahrzunehmen, daß er von dem Agenten des Magistrats hintergangen worden, und daß die Repräsentanten kein solcher verächtlicher Haufe von Aufrührern seyn, als man ihm dieselben abgemalt hatte. Er schrieb daher an den Senat, daß er ihn in der Bemühung, sich mit der Bürgerschaft zu vergleichen, nicht stören wolle. Der Magistrat lehnte zwar den Vorsatz eines friedlichen Vergleichs mit den Bürgern aus allen Kräften von sich ab, und suchte den Französischen Hof von neuem zu bewegen, der Bürgerschaft die verworfenen Bedingungen durch fortgesetzte Strenge aufzudringen; allein der Herzog von Choiseul war einmal der Genferischen Streitigkeiten, und der fruchtlosen Versuche, sie beyzulegen, müde, und ließ den Senat in Genf ohne die kräftige Unterstützung, auf welche er gewiß gerechnet hatte. Die kalte Gleichgültigkeit des Französi-

schen Hofes nöthigte zuletzt die hülflose Obrigkeit, ernstliche Schritte zur Aussöhnung mit der Bürgerschaft zu thun. Diese Aussöhnung kam nach einer kurzen Unterhandlung glücklich zu Stande, und wurde am 11. März 1768. in einem feierlichen Vergleich, oder Edict, mit einer überwiegenden Mehrheit von 1207 Stimmen gegen 37 besiegelt. In diesem Edict entsagten die Obrigkeit und die Bürgerschaft beiderseits mehrern Ansprüchen; doch erhielt die Obrigkeit nicht so viel, als sie zugestand, und auch die Bürger gewannen weniger, als die Natifs. — Die Gränzen des droit négatif blieben unbestimmt. Die Bürger thaten auf ihr bisheriges Recht, die ihnen vorgeschlagenen Candidaten des Syndicats zum Theil, oder auch ganz zu verwerfen, Verzicht, erlangten aber statt dessen bey jeder Ergänzung des großen Raths die Wahl der Hälfte der neuen Mitglieder, und dann das gefährliche Recht, jährlich vier Mitglieder des kleinen Raths absetzen zu können, welches Recht man das droit de réelection nannte. Damit dies Recht nicht unter dem Einflusse einer noch frischen Erbitterung, und einer persönlichen Rache ausgeübt würde; so setzte man fest, daß es fünf Jahre ruhen solle, und alsdann erst vollzogen werden könne. Auch solle es nie wider die vier abgehenden Syndics Statt finden, und die erledigten Stellen sollten nicht von der Bürgerschaft, sondern von dem großen Rath wieder besetzt werden. Die Obrigkeit versprach ferner, daß in Zukunft kein Bürger in Verhaft genommen werden solle, bevor er nicht, wenn er es verlange, zu einem der

vier Syndics, oder zum Lieutenant geführt worden; und diese sollten dann untersuchen, ob Gefängnißstrafe nothwendig, oder ob eine Bürgschaft-Leistung hinreichend sey. Noch wichtiger waren die neuen Vorrechte der Bürger: daß die Garnison nie in Privathäuser eindringen solle, ausgenommen um Missethäter aufzusuchen, und auch alsdann nur, wenn sie mit einem Befehl des Syndic de la garde versehen sey: daß jeder Angeklagte die Freyheit habe, die Mittheilung der Proceßacten zu verlangen, und sich durch einen Anwald vertheidigen zu lassen: daß endlich der Senat nicht mehr die Macht haben solle, solche, die wegen sogenannter delits mineurs angeklagt würden, vorläufig gefangen nehmen zu lassen. Die Natifs erhielten die Freyheit, mit den Arbeiten ihres Gewerbes zu handeln, auswärtige Commissionen zu übernehmen, und Aerzte, Wundärzte, und Apotheker, so wie Gildenmeister in allen Professionen zu werden, wo mehr als zwey vorhanden seyen. Das Urtheil wider Rousseau wollte der Magistrat durchaus nicht zurüknehmen. Ueber die Vermehrung der Besoldungen der Syndics, und der Rathsherren gab er bloß unbestimmte Versprechungen. Auch wollte er sich nicht dazu verstehen, jährlich so viele neue Bürger aus dem Stande der Natifs zu nehmen, als um welche die Bürgerschaft sich vermindern würde: bey welcher Verabredung in jedem Jahre ohngefähr zehn Natifs das Bürgerrecht zu erlangen hätten hoffen können. Fünf war die höchste Zahl von Natifs, welchen der

Magistrat jährlich das Bürgerrecht zu schenken versprach.

Es ließ sich freylich voraussehen, daß die oligarchische Partey das Edict von 1768. im Herzen verfluchte, und über kurz, oder lang dasselbe zu vernichten suchen würde; allein kaum hätte man vermuthen sollen, daß die so sehr begünstigten Natifs ihre Unzufriedenheit viel heftiger, als die eingeschränkten Oligarchen äußern, und zwar gegen die Bürger äußern würden, die sich ihrer stets treulich angenommen hatten, und ihnen gerne noch größere Vorrechte verschafft hätten, als der Senat zugestehen wollte. Auch war die Unzufriedenheit der Natifs mit dem letzten Edict, und mit den Repräsentanten größtentheils erkünstelt, oder sie wurde, um mich keines zweydeutigen Ausdrucks zu bedienen, meistens durch künstliche Aufhetzungen erweckt. Die Häupter der Negatifs beklagten es mit einem scheinbar aufrichtigen Leidwesen, daß sie den Wunsch der Natifs, den Bürgern gleich zu werden, nicht kräftig unterstützen könnten, weil ihnen durch das Edict von 1768. und durch die der Bürgerschaft gestattete Reelection aller Einfluß wäre benommen worden. Noch mehr, als durch diese Klagen, wurden die Natifs durch die Vorspiegelungen des damaligen Französischen Residenten, Hennin, und des mit ihm einverstandenen alten Dichters von Ferney in Flammen gesetzt. Hennin versprach den Natifs die Unterstützung des Französischen Hofes, um sie dadurch zu Meutereyen zu reizen, von denen er hoffte, daß sie die Unzufriedenen bewegen,

oder nöthigen würden, Genf zu verlassen, und sich in Versoy zu besetzen. Der Herzog von Choiseul erlaubte es, daß der Resident seinen Namen mißbrauchte, weil er gerade damals seinen Lieblingsplan aus Versoy eine blühende Handelsstadt, und eine Nebenbuhlerin von Genf zu machen, mit dem größten Enthusiasmus betrieb, und weil Hennin ihm geschrieben hatte, daß die unzufriedenen Natifs wahrscheinlich nach Versoy kommen und die Uhrmacherey mitbringen würden. Die Einblasungen der listigen Negatifs, und des verschmitzten Hennin erhöhten die Begierde der Natifs nach bürgerlicher Gleichheit zu einer Art von Wuth, in welcher sie die giftigsten Spottlieder auf das Edict von 1768 absangen, die unüberlegtesten Drohungen gegen die Obrigkeit, und die Bürgerschaft ausstießen, und zuletzt öffentliche und ernstliche Anstalten zu einer blutigen Empörung machten. Wenn die Bürger von Genf damals auch schon fähig gewesen wären, alle ihre gesetzmäßigen Vorzüge aufzuopfern, und den Natifs, oder deren Nachkommen gleiche bürgerliche Rechte mit sich selbst zuzugestehen; so würde der Gedanke einer solchen Wohlthat durch die unbesonnenen Gewaltthätigkeiten der Natifs unterdrückt worden seyn. Anstatt also aus Liebe zum innern und dauerhaften Frieden den Forderungen der drohenden Natifs nachzugeben, vereinigten sich vielmehr die Bürger mit der Obrigkeit gegen dieselben, und entwaffneten sie mit Gewalt, als diese am 15 Febr. 1770 ohne vorhergegangene gemeinschaftliche Verabredung in einzelnen Haufen zu

den Waffen zu greifen anfingen. Die triumphirende Bürgerschaft und Obrigkeit brauchten ihren Sieg mit einer Großmuth und Mäßigung, die ihrer Menschlichkeit und Weisheit gleich viel Ehre bringt, und die um desto mehr Lob und Bewunderung verdient, wenn man sie mit der unversöhnlichen Rachbegierde anderer Schweizerischen Regierungen gegen unruhige Bürger, und Unterthanen zusammenhält. Man nahm alle diejenigen Natifs, die durch Erziehung, Kenntnisse, Vermögen und untadeliches Betragen einer solchen Ehre würdig schienen, als Bürger an: den übrigen schenkte man neue Rechte, und verwies nur acht Natifs, die den meisten Antheil an den Unruhen gehabt hatten; freylich ohne gerichtliche Untersuchung und Urtheil, aber doch durch die Stimme des Volks, oder des Conseil général, das sich allein über die gewöhnliche Gerichtsordnung hinaussetzen durfte, wenn dieses jemals selbst dem Gesetzgeber erlaubt seyn könnte.

Kaum war die Gefahr wieder verschwunden, welche die Obrigkeit und Bürgerschaft vereinigt hatte, als die Parteyen der Negatifs, und Repräsentanten sich abermals zu spalten anfingen. Diese Spaltung, und der daher entstehende geheime Krieg wurde immer mehr durch den Unglauben und die Sittenlosigkeit befördert, welche die genaue Verbindung der vornehmsten Familien mit Voltaire, und die häufigen Reisen der jungen, und reichen Genfer nach der Hauptstadt Frankreichs erzeugten, und verbreiteten. Die Söhne aus den vornehmsten Familien brachten aus

Paris neben einer thörichten Eitelkeit eine ungemessene Prachtliebe, eine kühne Verachtung der Religion, einen entschiedenen Geschmack an Schauspielen, und andern glänzenden Vergnügungen, einen unüberwindlichen Widerwillen gegen republicanische Einfalt und Gleichheit, und vorzüglich den unseligen Hang mit, in den Französischen Fonds zu spielen. Während daß die Reichen sich nach dem Französischen Philosophen, und General-Pächtern bildeten, und ihre Schätze durch glückliches Spiel verdoppelten, stärkten sich die repräsentantischen Familien durch eine unablässige Betriebsamkeit, und durch eine sorgfältige Erziehung ihrer Kinder, auf welche sie viel mehr Mühe und Kosten, als vormals, wandten, weil sie nach dem Edict von 1768 hoffen konnten, ihre Söhne in den großen Rath zu bringen. Auch hatte die Volks-Partey im de Lüc, Roveray, Claviere, Reybaz, und mehrern andern solche Vertheidiger, die den Häuptern der Gegenpartey an Talenten und Kenntnissen nicht weniger, als an Tugenden überlegen waren.

Nach dem Frieden, oder wenn man lieber will, nach dem Waffenstillstand von 1768 war die erste Veranlassung neuer, und öffentlicher Streitigkeiten zwischen dem Magistrat, und der Bürgerschaft eine vollständige Sammlung aller politischen Gesetze, welche die Obrigkeit schon 1738 versprochen, aber noch immer nicht geliefert hatte. Die Bürger glaubten sich um desto mehr berechtigt, auf eine solche Sammlung von Gesetzen zu dringen, da der Senat sich bald auf alte, dem Volke unbekannte Gesetze berief, bald

auch bekannte Gesetze unter dem Vorwande übertrat, daß sie schon lange durch verjährte und entgegengesetzte Gewohnheiten aufgehoben seyen. Die Obrigkeit gab endlich im Jahr 1774 den ersten Versuch eines Gesetzbuchs heraus, womit aber die Bürgerschaft nicht zufrieden war, weil diese Arbeit weder eine vollständige Sammlung aller Gesetze, noch eine mit ihrer Bewilligung veranstaltete Revision, und Verbesserung der veralteten, und unbrauchbaren Gesetze enthielt. Da der Senat die Bitte der Bürgerschaft, eine vollständige Sammlung aller Gesetze machen zu lassen, hartnäckig abschlug; so strafte die Bürgerschaft diesen Eigensinn dadurch, daß sie im Anfang des Jahrs 1777 zum erstenmale von dem droit de réelection Gebrauch machte, und vier der hitzigsten Oligarchen ihrer Rathsherrenwürde entsetzte. Die entsetzten Mitglieder des kleinen Raths wurden durch diese Strafe so wenig gebeugt, daß sie sich vielmehr als Märtyrer der guten Sache ansahen; und vier Jahre nachher hatten sogar vier abgesezte Senatoren die Unverschämtheit, sich gleich am folgenden Tage von neuem wählen zu lassen. Der größere Theil des kleinen und großen Raths wurde aber doch durch die unerwartete Vereinigung der Bürgerschaft so erschüttert, daß er sich dazu verstand, eine Commission niederzusetzen, die zur Hälfte aus Negatifs, und zur Hälfte aus Repräsentanten bestehen, und eine unparteyische Revision aller Gesetze zu Stande bringen sollte. Sobald die erste Probe der Arbeit dieser Gesetzcommission erschien; so erhoben die Häupter der oligar-

chischen Partey, die während der Zeit einen festen Fuß im Cabinet zu Versailles gefaßt hatten, ein solches Geschrey über den demagogischen und demokratischen Ton der neuen Gesetzgebung, daß der große Rath eigenmächtig, und ohne vom kleinen Rath, wie die Verfassung von Genf es mit sich brachte, dazu aufgefordert zu seyn, die Gesetzcommission aufhob, und rund heraus erklärte, daß er keine andere Sammlung, und Revision der Gesetze zugeben würde, als die von gutgesinnten, das heißt, von oligarchisch-gesinnten Männern gemacht würde. Die Häupter der Negatifs würden nicht das Herz gehabt haben, den Rath der Zweyhunderte zu einem so gesetzwidrigen Betragen zu verleiten, wenn es ihnen nicht unterdessen gelungen wäre, durch einen heimlichen Abgeordneten und zwey Tronchins den Grafen von Vergennes zu gewinnen, und diesem sogar ihren Gönner, den ehemaligen Residenten in Genf, Hennin, zum ersten Commis im Departement der auswärtigen Angelegenheiten zu empfehlen. Vergennes verhelte es gar nicht, daß er die demokratische Regierungsform hasse, und daß er Genf, so lange es diese Verfassung habe, für eine Pflanzschule von Aufruhr halte, der sich von dort aus leicht in die benachbarten Staaten verbreiten könne. Man hatte überdem dem Grafen von Vergennes eingebildet, daß bisher alle Franzosen, die mit Genfern in Streitigkeiten verwickelt worden seyen, ihre Processe verloren hätten, wenn ihre Forderungen gleich noch so einleuchtend gewesen wären; und daß der Französische Hof

nie auf die Verbindung mit Genf, und besonders auf die Behauptung des für Frankreich so wichtigen Passage du Rhone rechnen könne, so lange das Regiment in den Händen des Volks, und nicht in den Händen der Obrigkeit sey. Der Entschluß, die Regierungsform in Genf zu ändern, war von Vergennes schon lange vor der Absetzung der Magistratspersonen gefaßt, die er in der Folge als eine Haupturſache seiner Abneigung gegen die Genferische Demokratie anführte. Seine Beschützten in Genf hingegen suchten ihre Verbindung mit dem Französischen Hofe, und ihre gemeinschaftlichen Absichten noch im Jahre 1779 durch wiederholte feierliche Versicherungen zu verbergen: daß das Edict von 1768 ihnen ein heiliges Gesetz sey, und daß es ihnen die äußerste Unbesonnenheit scheine, dem Volke die darin ausgemachten Rechte streitig machen zu wollen. Gegen das Ende desselbigen Jahrs bot Vergennes in einem drohenden Briefe, in welchem er die Vertheidiger der Volksrechte als mit dem Geiste der Herrschsucht und der Zwietracht besessen schilderte, seine Vermittelung zwischen der Obrigkeit, und Bürgerschaft an, und lud zugleich die Cantone Zürch und Bern zu dieser Vermittelung ein. Beide Republiken lehnten die Einladung zu dieser Vermittelung ab, weil sie dieselbe den Rechten der Stadt Genf, und selbst den Verträgen, welche man mit ihr geschlossen habe, zuwiderlaufend hielten. Diese Weigerung der beiden mächtigsten Staaten Helvetiens erbitterten Vergennes gegen diese, ohne ihn in seinem Vorsatze, die

H 2

Regierungsform von Genf umzukehren, im geringsten wankend zu machen. Der Graf wurde vielmehr immer hitziger in der Verfolgung seines Entwurfs, je mehr Schwierigkeiten sich ihm entgegenstellten; und diese Hartnäckigkeit war um desto unverzeihlicher, da er selbst bekannte, daß er den Zustand des Staats, den er neu einrichten wollte, nur sehr wenig kenne. Der parteyische Eigensinn des Französischen Ministers bestärkte den großen Rath in Genf in dem Gedanken, alle Vorschläge zur Aussöhnung mit der Bürgerschaft zu verwerfen, welche der von den heimlichen Unterhandlungen der vornehmsten Oligarchen nicht genug unterrichtete Senat demselben vorlegte.

Necker, der um diese Zeit Finanzminister war, und den die Repräsentanten als den Schutzgeist der Freyheit ihrer Vaterstadt verehrten, konnte sich zwar nicht geradezu in die Angelegenheiten des Grafen von Vergennes mischen; allein er vermochte diesen doch dahin, daß er nicht bloß die Abgeordneten einer Partey, sondern auch die Fürsprecher des Volks hörte. Necker entbot daher Claviere und du Roveray nach Paris. Beide wurden von Vergennes mit vieler Freundlichkeit, und unter den Aeusserungen der billigsten und friedfertigsten Gesinnungen aufgenommen. Der Minister hatte aber hierbey bloß die Absicht, von den genannten Männern schriftliche Vorstellungen ihrer Gedanken und Vorschläge herauszulocken, um sagen zu können, daß er beide Parteyen gegen einander abgehört habe. Nachdem Claviere, und Roveray ihre Memoiren übergeben hat-

ten; so erfuhren sie zu ihrer größten Verwunderung, daß die Abgeordneten der Gegenpartey, mit welchen sie zu unterhandeln sich vorgenommen hatten, von Paris abgereist seyen, und daß der Graf von Vergennes seinen Entwurf einer billigen Friedensstiftung nächstens bekannt machen würde. Um diese Zeit fingen die Negatifs zuerst an, ihre Unzufriedenheit mit dem Edict von 1768 zu erkennen zu geben. Die angesehensten Oligarchen konnten aber doch den Senat nicht bewegen, die Garantie von Frankreich, von Zürch und Bern anzurufen. Dies hinderte unterdessen den Grafen von Vergennes nicht, den beiden Cantonen, und der Obrigkeit in Genf seine sogenannte Bases de reconciliation mitzutheilen, welche die Verfassung von Genf, und der übernommenen Garantie so entgegengesetzt waren, daß Zürch und Bern sie zurückschickten, ohne sich nur einmal in eine umständliche Prüfung derselben einzulassen. Bey dieser Standhaftigkeit der Mitgarants, sahen die Negatifs, und ihr Beschützer der Graf von Vergennes keinen andern Weg vor sich, endlich zu dem erwünschten Ziele zu gelangen, als, die Natifs in Genf an sich zu locken, und wider die Bürger aufzuhetzen, um dem Französischen Hofe durch irgend einen Ausbruch von Gewaltthätigkeit Anlaß zu geben, sich mit Ernst der Angelegenheiten in Genf anzunehmen. Die Negatifs brauchten zu dieser verabscheuungswürdigen Absicht einen gewissen Cornuaud, der unglücklicherweise eben so arglistig und ränkevoll, als verworfen und bestechlich war, und der jetzo ein nicht min-

der schamloser Prophet der Gottesleugnung ist, als er vormals von Unfrieden, und Meuterey war. Durch diesen Menschen versprachen die Aristokraten den Natifs alle nützliche Rechte der Bürger, wenn sie sich nur in dem Streite zwischen der Obrigkeit und der Bürgerschaft neutral verhalten würden. Diese Verheißungen machten um desto mehr Eindruck, da Vergennes sich so weit erniedrigte, dem Cornüaud seinen Schutz zu versichern und sich mit ihm in einen Briefwechsel einzulassen. Weil die Gährungen unter den Natifs, und die Wichtigkeit des Cornüaud mit jedem Tage zunahmen; so gab endlich der Procureur général Roveray, vermöge seines Amtes, den Beförderer der innern Unruhen als einen Feind des Vaterlandes, und zwar mit einer Freymüthigkeit an, die den Senat, wie seine Freunde in gleiches Schrecken, und Bewunderung versetzte. Wirklich glaubte sich Vergennes durch die Rémontrance des Genferischen Volks-Fürsprechers so beleidigt, daß er von dem Senat verlangte, die Schrift solle vom Henker zerrissen und verbrannt, ihr Verfasser seines Amtes entsetzt, aus der Zahl der Mitglieder des großen Raths ausgestrichen, und auf ewig aller Würden unfähig erklärt werden: eine Rache, welche die Obrigkeit in Genf zu vollziehen sich nicht weigern konnte. Kurz vorher, ehe Roveray den Cornüaud belangt hatte, war es dem Procureur général gelungen, den größten Theil der Bürger zu bereden, daß sie freywillig alle droits utiles, die sie bis dahin vor den Natifs besessen hätten, auf-

geben, und ihnen überdem zur Erlangung des Bürgerrechts Hoffnung machen möchten. Dieses freywillige Opfer vereinigte auf einmal den größten Theil der Natifs mit den Bürgern wieder, und Cornuaud behielt nur einen kleinen Rest von Leuten aus dem niedrigsten Pöbel übrig, die für ihre Anhänglichkeit bezahlt wurden. Die fortdauernde Gnade des Französischen Ministers gab dem elenden Waffenträger der Reichen die Kühnheit, seine Spießgesellen ohne Scheu an bestimmten Orten zu versammeln, und selbst in den Waffen zu üben. Diese Zusammenkünfte, und Waffenübungen hatten bald die Folge, daß im Febr. 1781 ein plötzlicher Auflauf entstand, in welchem die Untergebenen des Cornuaud einen von ihrer eigenen Partey erschossen, zween andere verwundeten, aber alsdann gleich von den herbeyeilenden Bürgern entwaffnet wurden. Auch diesesmal verlangten die Bürger von ihren Gegnern weiter nichts, als daß sie den Natifs die ihnen von den Repräsentanten zugestandenen Vorrechte bewilligen, hundert derselben auf einmal zu Bürgern annehmen, und auf alle fremde Vermittelung Verzicht thun sollten. Der Senat gestand diese Bedingungen aus Furcht vor den drohenden Natifs zu. Der große Rath, aus welchem sich aber die meisten Mitglieder entfernt hatten, bewilligte sie gleichfalls, und das Edict, wodurch sie eine gesetzliche Kraft erhielten, wurde am 10 Febr. 1781 vom Conseil général mit einer grossen Ueberzahl von Stimmen angenommen. Bey der ersten Nachricht, welche man in Zürch und Bern von

den Vorfällen in Genf erhielt, schickten diese nachbarliche Regierungen Friedensboten ab, um fernere Unruhen zu verhüten, und wo möglich, die Negatifs und Repräsentanten mit einander zu vereinigen. Unter den Gesandten der Cantone gewann keiner das Zutrauen, und die Hochachtung der Bürger von Genf in einem solchen Grade, als der jetzige Herr Schultheiß von Steiger in Bern, dessen Andenken in Genf noch lange in Segen bleiben wird. Dieser verehrungswürdige Staatsmann machte durch seine Klugheit, und Unparteylichkeit in dem ihm aufgetragenen Friedenswerk so schnelle Fortschritte, daß er es gewiß in kurzer Zeit vollendet haben würde, wenn er nicht von dem Grafen von Vergennes aus seiner ehrenvollen Laufbahn wäre herausgerissen worden. Vergennes beschuldigte die Schweizerischen Gesandten einer offenbaren Parteylichkeit für die Repräsentanten, und bestand darauf, daß die angefangenen Unterhandlungen nicht in Genf, sondern in Solothurn fortgesetzt werden sollten. Bern und Zürch mußten sich dieses gefallen lassen, und man fing von neuem an, mit dem Vicomte von Polignac zu arbeiten. Das Aussöhnungsgeschäft erhielt abermals einen erwünschten Fortgang, als der Vicomte im Namen des Ministers erklärte, daß er die Unterhandlungen so lange abbrechen müsse, bis in Genf, so drückte der Gesandte sich aus, alles in statu quo sey, wie es vor dem Jahre 1768 gewesen. Die Abgeordneten und Regierungen von Zürch und Bern wandten alle ihre Beredtsamkeit an, um Ver-

gennes von einer so parteyischen, und die Unabhängigkeit von Genf so sehr kränkenden Zumuthung abzubringen; allein der Graf blieb unbeweglich, und nun entsagten Zürch und Bern förmlich der Theilnehmung an einer Negotiation, die sogleich mit einer alles umwerfenden Gewaltthätigkeit anfangen sollte. Der feste Sinn der Cantone demüthigte den Minister nicht so sehr, als das, was er bald nachher in einem Staatsrath zu Versailles erfahren mußte. Der Graf von Maurepas nämlich, der das Verfahren von Vergennes schon lange gemißbilligt hatte, stimmte im Conseil dahin, daß man sich um der Zänkereyen in Genf willen nicht mit der ganzen Eidgenossenschaft überwerfen, sondern vielmehr die Garantie von Frankreich zurücknehmen, und Genf entweder sich selbst, oder der Vermittelung seiner Nachbaren überlassen solle. Diese Lossagung von der Garantie meldete Vergennes den Cantonen Zürch und Bern in dem unhöflichen, und verfänglichen Schreiben, das ich Ihnen schon im Jahre 1782 mitgetheilt, und nachher habe drucken lassen. Weil Vergennes den nicht weit mehr entfernten Tod des Grafen von Maurepas voraussah; so faßte er die Lossagung in solchen zweydeutigen Worten, und mit solchen Wendungen ab, daß er für die Zukunft immer freye Hand behielt.

Vergennes wartete nicht einmal den Tod des Premierministers ab, um seine Entwürfe gegen die Freyheit von Genf auszuführen. Weil er aber keine Gewalt brauchen konnte; so nahm er seine Zuflucht

zu gelindern Mitteln. Erst ließ er die Repräsentanten bitten, daß sie ihm zu Gefallen sein in statu quo annehmen möchten. Da Bitten nichts fruchteten; so ging er zu Drohungen fort. Als auch diese vergeblich waren; so ließ er einige hundert Mann Soldaten an die Gränzen marschiren. Jetzo hielten es Zürch und Bern für die höchste Zeit, der Garantie von Genf gleichfalls zu entsagen; doch mit dem Vorbehalte, daß sie sich vermöge ihrer ältern Verbindungen der benachbarten Republik annehmen könnten. Während, daß dieses gegen das Ende von 1781 und im Anfange von 1782 geschah, wurden die Negatifs dreister, als jemals; und der Senat trug kein Bedenken, den Vergleich von 1781 ein ungültiges Edict zu nennen, das mit Gewalt erzwungen, und unter den Waffen gemacht worden sey. Diese Aeusserungen des Senats gaben dem nichtswürdigen Cornuaud neuen Anlaß, Argwohn gegen die Aufrichtigkeit der Bürger zu erregen. Er breitete in Gesprächen, und durch Schriften den Verdacht aus, daß die Bürger den Natifs bloß zum Schein Bedingungen ausgemacht hätten, von welchen sie zum voraus überzeugt gewesen wären, daß sie nie würden erfüllt werden. Um diese Beschuldigung von sich abzuwälzen, verlangte der größte Theil der Bürgerschaft zweymal von der Obrigkeit die Vollziehung des letzten Edicts, und die Befriedigung der gerechten Wünsche der Natifs. Auf die zweyte Bitte antwortete der Senat am 7 April 1782 in den härtesten Ausdrücken: daß er unwandelbar bey dem Entschluß beharre, nie ein

Edict zu vollstrecken, welches er stets als nichtig angesehen habe. Diese Antwort brachte die Natifs in eine so heftige, und allgemeine Bewegung, daß die Häupter der Repräsentanten bald voraussahen, was geschehen würde. Da die Bürger bey den geringsten Gewaltthätigkeiten am meisten, oder vielmehr alles wagten; so wandten sie ihr ganzes Ansehen an, um die Natifs zu besänftigen. Allein die Wuth des größten Theils der Natifs war zu groß, als daß man sie hätte aufhalten können. Viele Natifs brachten die letzte Hälfte des 8 Apr. in den Wirthshäusern vor den Thoren zu, um sich durch die Kraft des Weins zu dem Vorhaben zu begeistern, welches sie gegen die Nacht ausführen wollten. Die Häupter der Repräsentanten waren so edel, die Negatifs, die von der Rache des Pöbels am meisten zu fürchten hatten, von den Gefahren zu benachrichtigen, die ihnen, und der ganzen Stadt bevorstånden. Gegen die Nacht griffen die von Wein und Zorn berauschten Natifs zwey Thore an, und drangen dann in dichten bewaffneten Haufen in die obere Stadt, und gegen das Rathhaus hin. Unter diesen Umständen hatten die Bürger keine andere Wahl, als entweder ihre Freunde die Natifs anzufallen, oder sich unter dem Schein von Helfern unter sie zu mischen, um sie von einer blutigen Rache zurückzuhalten. Diesen Zweck erreichten sie so sehr, daß auch nicht einer der Negatifs getödtet, und kein einziges Haus geplündert wurde. Man nahm die vornehmsten Oligarchen gefangen, säuberte beide Räthe von den Mitgliedern, die sich den Bür-

ten der Bürger am meisten widersetzt hatten, und nahm die nöthigsten Maaßregeln, um die Stadt von innen und außen sicher zu stellen. Die vorzüglichsten dieser Maaßregeln bestanden darin, daß man das Pulver aus der untern Stadt, die bey einer Belagerung am meisten ausgesetzt gewesen wäre, in die obere Stadt, und zwar theils in die Hauptkirche, theils in die Häuser einiger Negatifs brachte, und daß man eine Commission de sureté von eilf Mitgliedern ernennte, welche die für die Sicherheit, und Befestigung der Stadt nothwendigen Anstalten treffen sollte. Ein unglaublicher Enthusiasmus ergriff alle Stände, und Alter. Vornehme und Geringe, Weiber, Greise, und Kinder arbeiteten wetteifernd an den Festungswerken: und der Muth der Arbeitenden fiel nicht allein nicht, sondern stieg vielmehr noch, da man die bewaffneten Schaaren von drey Mächten anrücken, und sich in der Nähe der Stadt lagern sah. Der Sardinische Hof schickte in eben der Absicht, in welcher es der Canton Bern that, Truppen nicht sowohl gegen Genf, als nach Genf, um nicht Frankreich allein in einer Stadt schalten zu lassen, deren Lage für beide Staaten gleich wichtig war. Zürch hingegen blieb seinen bisherigen Grundsätzen treu, und weigerte sich, feindselig gegen eine freye, und verbündete Republik zu handeln. So gehässig das Verfahren von Sardinien und Bern auch schien; so waren sie es doch nicht bloß sich selbst schuldig, das zu thun, was sie thaten, sondern sie trugen dadurch gewiß auch vieles dazu bey, daß man so gelinde gegen

die Stadt, und selbst gegen die Häupter der Repräsentanten war. Nachdem die Anführer der verschiedenen Truppen sich der Stadt so weit genähert hatten, daß man sie in kurzer Zeit hätte ersteigen können; so ließen sie die Stadt am 29 Jun. zur Uebergabe auffordern: mit dem Versprechen, daß 21 Männer, die sich vorläufig entfernen mußten, Geleitsbriefe erhalten sollten: daß man die strengste Kriegszucht beobachten; daß man die Freyheit und Unabhängigkeit der Republik unangetastet lassen, und sich gleich wieder zurückziehen würde, so bald der Friede auf eine dauerhafte Art wiederhergestellt worden. Weil die Bürger noch immer glaubten, daß die Belagerer keinen ernstlichen Angriff wagen würden, und daß die Festungswerke der Stadt stark genug seyen, um einen ersten Angriff auszuhalten; weil überdem manche wirklich entschlossen waren, ihre Vaterstadt und Freyheit bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen: so schlug man die erste Einladung, und deren Bedingungen in allen Zirkeln, oder Bürgergesellschaften ab. Die Mitglieder der Sicherheitscommission hingegen, die von dem schlechten Zustande der Festungswerke besser unterrichtet waren, sahen es nur zu sehr ein, daß die Belagerten nicht im Stande seyen, auch den ersten Anfall abzuhalten: daß die vereinigten Truppen nach den schon gemachten Zurüstungen gewiß nicht abziehen würden, ohne die Stadt zur Uebergabe zu zwingen: daß, wenn dieses mit Gewalt und durch Ueberrumpelung geschehe, doch immer viel Blut werde vergossen, und eine große

Verheerung werde angerichtet werden: daß sie besonders ihr Leben und Vermögen, ihre Weiber, und Kinder den größten Gefahren aussetzen, und sich hingegen durch die Annahme der angetragenen Bedingungen mehr um ihre Mitbürger verdient machen würden, als wenn sie durch einen kurzen, und ohnmächtigen Widerstand Verderben über sich selbst, und über ihre Vaterstadt brächten. So vernünftig diese Betrachtungen waren; so kamen sie doch so spät, und man hatte daher auch das Herz nicht, sie den versammelten Zirkeln mitzutheilen. Die Mitglieder der Sicherheitscommission ersuchten deßwegen die zwölf Zirkel, einen Ausschuß zu ernennen, welchem sie den Zustand der Festungswerke vorlegen, und mit welchem sie über die Vertheidigung der Stadt rathschlagen könnten. Dieses geschah, und es kam zu diesen Absichten eine Versammlung von ohngefähr hundert Personen zusammen. Viele von diesen wurden schon durch die bloße Beschreibung der schwachen Festungswerke zum Entschluß für die Uebergabe der Stadt bestimmt. Die meisten aber waren für eine mäßige Vertheidigung der Stadt, bis einer von dem höchsten patriotischen Heroismus befeuert auftrat, und mit einer das Innerste der Zuhörer erschütternden Stimme sagte: daß gar nicht mehr von einer mäßigen Gegenwehr die Rede sey, sondern daß man den Feind mit unerschrockenem Muth erwarten, daß man ihn von Festungswerk zu Festungswerk, von Straße zu Straße, von Haus zu Haus zurückschlagen, und wenn man endlich von der unwiderstehlichen Menge

überwältigt werde, daß alsdann jeder ächte Bürger seinen Feind ergreifen, und sich mit ihm unter den Ruinen des Vaterlandes begraben müsse. Diese pathetische Rede brachte eine Wirkung hervor, die derjenigen ganz entgegengesetzt war, welche der Redner davon erwartet hatte. Sie schlug den Muth der Zuhörer nieder, an statt ihn zu erwecken, indem sie alle die schrecklichen Folgen schilderte, die mit einer mäßigen, und die mäßige leicht überschreitenden Gegenwehr verbunden seyn würden. Bald nach dieser Rede beschloß man mit 57 Stimmen gegen 40, daß man die Stadt auf die angebotenen Bedingungen übergeben wolle: nur bat man es sich noch von den feindlichen Anführern zur Gnade aus, daß den Verwiesenen erlaubt seyn möchte, ihre Familien und ihr Vermögen ohne Hinderniß aus Genf zu ziehen, so bald sie deßwegen die nöthigen Maaßregeln genommen hätten. Als die Entschließung, welche der Ausschuß der Zirkel mit der Sicherheits-Commission in der Nacht vom ersten Julius auf den zweyten genommen hatte, in der Stadt bekannt wurde, so entstand ein allgemeines Wehklagen unter den Bürgern, die ihre Häupter als feige Verräther verfluchten. Man suchte sie allenthalben auf, und würde sie in der ersten Verzweyflung wahrscheinlich umgebracht haben, wenn man ihrer habhaft geworden wäre. Die Gefahren, die ihnen von innen drohten, beschleunigten ihre Flucht noch mehr, als die Furcht vor den äußern Feinden; und diese schleunige Flucht zog ihnen bey Einheimischen und Fremden viele nicht ganz unver-

diente Vorwürfe zu. Der Hauptgrund aller Fehltritte, welche die Häupter der Repräsentanten machten, und zuletzt zum Theil mit offenen Augen machen mußten, war die falsche Voraussetzung: daß die garantirenden Mächte eine benachbarte Stadt, von welcher sie nicht beleidigt worden, nicht belagern lassen, sondern vielmehr, bevor man diesen gehässigen Schritt thäte, den Bürgern von Genf eine ehrenvolle Capitulation anbieten würden. In dieser Voraussetzung verbargen sie den Zustand der Festungswerke vor ihren Mitbürgern bis auf den letzten Augenblick, wo sie denselben ohne Lebensgefahr nicht offenbaren konnten, und hielten auch den Eifer und den blinden Muth der an den Festungswerken arbeitenden, und sie besetzenden Bürger nicht zurück, den sie vielleicht auch anfangs zu mäßigen nicht im Stande gewesen wären. Als sie sich endlich in ihren Erwartungen betrogen sahen, und die wahre Beschaffenheit der Festungswerke nicht länger verhehlen konnten; so stürmten auf einmal so viele Schrecken auf sie zu, daß sie keine ordentliche Capitulation entwerfen, die Antwort der belagernden Feldherren nicht abwarten, und auch für die innere Ruhe der Stadt bis zur Stunde der Uebergabe nicht gehörig sorgen konnten. Wenn man aber auch die Volksführer in Genf von dem Vorwurf eines Mangels an Klugheit, und männlicher Gegenwart des Geistes nicht freysprechen kann; so ist es doch ungerecht, sie unredlicher Unterhaltungen mit den Feinden zu beschuldigen. Hätten die Genferischen Demagogen, wie man noch jetzo in Genf

glaubt, die Ehre der Stadt ihren persönlichen Vortheilen aufopfern, und geheime günstige Bedingungen für sich, und die Ihrigen erschleichen wollen; so würden die Feldherren diese Niederträchtigkeit gewiß nicht verschwiegen, und die Gegenparten würde die Verräther längst öffentlich beschämt haben. Die strenge Kriegszucht, welche die Anführer der belagernden Truppen nach der Eroberung der Stadt beobachten ließen, schützte die Genfer gegen alle Gewaltthätigkeiten an ihren Personen und Gütern. Nicht bloß die gemeinen Soldaten, sondern auch die Officiere brachten fast drey Tage und Nächte auf den Strassen, und öffentlichen Plätzen der Stadt zu, um ihre Krieger, die sich eine reiche Beute versprochen hatten, von aller Plünderung abzuhalten.

In den Unterhandlungen über die neue Verfassung von Genf, die gleich nach der Uebergabe der Stadt anfingen, und zu welchen die Republik Bern die Herren von Steiger und von Wateville schickte, hatten freylich der Französische und Sardinische Gesandte ein offenbares Uebergewicht über die Bernischen Abgeordneten, und die letztern konnten vieles nicht hindern, was Vergennes den erstern vorgeschrieben hatte; allein die Genfer haben es unstreitig der Klugheit und Standhaftigkeit des Herrn von Steiger, und seines Gehülfen zu danken, daß das neue Edict nicht noch viel unterdrückender geworden ist, daß viele Gebrechen der bisherigen Regierungsform gehoben, und viele Lucken ausgefüllt wur-

den, die man in allen bisherigen Revolutionen nicht hatte heben, und ausfüllen können.

Wenn das Edict von 1782 auch noch viel grössere Vortheile verschafft hätte, als es wirklich verschaffte; so kann man es doch den Repräsentanten nicht übel nehmen, daß sie es als ein Werk und Werkzeug des willkührlichsten Despotismus verabscheuten. Man überließ es nicht der freyen Wahl der Bürgerschaft, ob sie eine Gesetzgebung, welche sie und ihre Nachkommen auf ewige Zeiten verbinden sollte, annehmen wollte, oder nicht; sondern die Gesandten der garantirenden Mächte schlossen vorläufig von dem Conseil géneral, welchem das Edict vorgelegt werden sollte, alle diejenigen aus, die am achten April oder in der Folge die Waffen ergriffen hätten: und in der Volksversammlung also, in welcher das neue Edict bestätigt wurde, war kaum ein Drittel der Bürger gegenwärtig, die das Recht hatten, über die Gültigkeit oder Ungültigkeit neuer Gesetze zu stimmen. In dem Edicte selbst nahm man dem Volke die wichtigsten Rechte, oder schränkte sie wenigstens ein. Man entriß der Bürgerschaft das Recht, die Hälfte der Mitglieder des großen Raths zu wählen, vier Mitglieder des kleinen Raths absetzen, und ihre Klagen oder Vorstellungen der Obrigkeit übergeben zu können. Dies letztere Recht übergab man einer Gesellschaft von sechs und dreyßig Adjuncten des großen Raths, die jährlich durch das Loos aus den wohlhabenden Bürgern gezogen werden, und in den Versammlungen des großen Raths gegenwärtig sind,

so oft über nützliche Neuerungen, oder schädliche Mißbräuche gerathschlagt wird. Man schränkte ferner das Wahlrecht der Bürger dahin ein, daß sie die Syndics, und andere vornehme Magistratspersonen, wenn sie vermöge eines alten Brauchs nach vier Jahren in ihre Würden wieder eintreten sollten, nicht wie vormals durch die Mehrheit, sondern nur durch das Dreyviertel der Stimmen ausschließen können. Man bestätigte nicht bloß alle alte Abgaben, sondern führte auch manche neue ein, und gab beiden eine endlose Dauer, um die Obrigkeit desto unabhängiger von den Bürgern zu machen. Noch schmerzhafter aber, als alle diese Verluste, war den Bürgern ihre gänzliche Entwaffnung, die Aufhebung der Zirkel, der Bürgermiliz, und aller bürgerlichen Uebungen, die bisher die frohesten Volksfeste gewesen waren. Um endlich die Geister, wie die Leiber zu fesseln, untersagte man alles Reden und Schreiben über öffentliche Angelegenheiten, und errichtete eine Garnison von tausend Mann, die nicht bey den Bürgern, sondern in besondern Casernen, wie in Festungswerken wohnen sollte. Den Natifs ertheilte man alle nützliche Rechte der Bürger, und dem Senate die Freyheit, Fremdlingen unter dem Namen von Domiciliés die Erlaubniß zu geben, sich auf ein Jahr in Genf niederzulassen, und Handwerke und andere bürgerliche Gewerbe treiben zu können.

Wenn man bloß die jetzo angeführten Gesetze betrachtet; so kann man nicht anders, als den Repräsentanten beypflichten, welche das Edict von 1782

ganz allein für eine Arbeit von Vergennes, und seinen Rathgebern erklären. Das Edict enthält aber auch manche Artikel, denen man es ansieht, daß sie unter dem Einflusse eines bessern Genius gemacht worden, und diese Artikel muß man nicht vergessen, wenn man das Edict unparteyisch beurtheilen will.

Das Edict von 1782 arbeitete zuerst dadurch der oligarchischen Gewalt der reichsten Familien entgegen, daß es mehr, als die bisherigen Satzungen, nahe Verwandte von den gleichzeitigen Sitzen im kleinen und großen Rath ausschloß, und auch die Zahl der Personen von demselbigen Namen, und derselbigen Familie einschränkte, die zugleich im großen Rath seyn können. Eine noch kräftigere Schutzwehr gegen den Geist der Oligarchie war die Verminderung der Gewalt des kleinen, und die Vermehrung der Vorrechte des großen Raths. Das Edict von 1782 bestätigte den großen Rath nicht nur als den höchsten Richter in peinlichen Sachen, sondern erhob ihn auch zum obersten Aufseher über die Verwaltung der öffentlichen Einkünfte, über die untern Bedienten des Staats, über die Lehranstalten und Sitten, über Künste, Handwerke und Gewerbe, und alle wichtige Zweige der Policey, in so fern diese für die Preise der Dinge, für die Reinlichkeit und Verschönerung der öffentlichen Straßen, Spatziergänge und Gebäude sorgt. Der große Rath erhielt sogar dadurch einen Theil der gesetzgebenden Gewalt, daß er über die Erziehungsinstitute in Genf, über den Luxus, und über Spiel Verordnungen machen, und über die

Gültigkeit und Ungültigkeit der Klagen und Vorstellungen der Fürsprecher der Bürgerschaft entscheiden kann. Wenn der große Rath dies letztere droit négatif stets nach den Wünschen der Bürgerschaft braucht; so erhält dadurch die Verfassung von Genf eine Festigkeit, die sie vorher nicht haben konnte, so lange es unentschieden war, welcher Stand, oder welcher Cörper über die Beschwerden der Bürgerschaft, und über die Weigerungen des Senats absprechen solle. Durch die neuen Vorrechte, die man dem großen Rath ertheilte, mußte dieser ein Ansehen gewinnen, das ihm bey der ehemaligen großen Gewalt des Senats ganz unerreichbar war.

So sehr auch die eifrigsten Repräsentanten das Edict von 1782 herabzusetzen suchen; so können sie doch nicht läugnen, daß dieses Edict ihnen die Sicherheit ihres Vermögens, ihres Lebens, ihrer Freyheit und Ehre geschenkt habe, die sie in diesem ganzen Jahrhundert vergebens zu erkämpfen bemüht waren. Zuerst bestätigte das letzte Edict die Bedingungen früherer Vergleiche, nach welchen kein Bürger in Verhaft genommen werden darf, ohne daß er vorher, wenn er es verlangt, vor den kleinen Rath, oder vor einen der Syndics, oder zum Lieutenant geführt wird; und weder Häscher, noch Soldaten in Bürgerhäuser eindringen dürfen, ausgenommen wenn man einem Uebelthäter nachspürt, und wenn die Suchenden mit einem Befehl des Syndics versehen, und von dem Quartiermeister, oder einer Person aus der Nachbarschaft begleitet sind. Nicht weniger wichtig

waren folgende Verordnungen. Nach dem Edict von 1782 darf bey peinlichen Untersuchungen der Beklagte jedes Verhör selbst durchlesen, oder sich vorlesen lassen, und alsdann die nöthigen Veränderungen machen. Auch haben peinlich Beklagte die Erlaubniß, solche Richter, gegen welche sie gegründete Einwendungen vorbringen können, auszuschließen, und zu allen Zeiten entschuldigende, oder rechtfertigende Facta anzuführen. Wenn die Acten geschlossen sind, so kann der Beklagte sich einen Advocaten, einen Procurator, und zween Verwandte, oder Freunde wählen, kann sich eine Copey des ganzen Processes zum Gebrauch seiner Anwälde, und Beystände ausbitten, und am Tage des Urtheils noch zween andere Freunde zu Hülfe nehmen. Die Folter ist durch das Edict von 1782. ganz abgeschafft worden; und Todesurtheile, welche der kleine Rath ausspricht, sind nur alsdann gültig, wenn sie eine Ueberzahl von zwoen Stimmen für sich haben. Bestätigungen von Todesurtheilen durch den großen Rath erhalten nach dem letzter Edict nicht eher eine rechtmäßige Kraft, als bis sie durch eine Mehrheit von fünf Stimmen die vom Tode lossprechende Meynung überwiegen. Todesurtheile sind nicht die einzigen, wo man vom kleinen Rath an den großen appelliren kann. Eben dieses ist jetzo auch in allen Fällen erlaubt, in welchen der kleine Rath die Strafe eines sechsmonatlichen Gefängnisses, oder einer jährigen Verweisung, oder einer fünfjährigen Suspension von den bürgerlichen Rechten, oder von der Sitzung im großen Rath,

oder von fünf hundert Thalern, oder von Ehrlosigkeit verhängt. — Wird ein peinlich Angeklagter unschuldig befunden; so muß man ihm nach dem Edict von 1782 eine Entschädigung geben, die von drey durch den Losgesprochenen zu wählenden Mitgliedern des kleinen Raths, und von zween durch das Loos gezogenen Adjuncten des großen Raths bestimmt wird. Eine solche Entschädigung darf für jeden Tag der unschuldig ausgestandenen Leiden nicht weniger als sieben, und nicht mehr, als funfzig Florins betragen. Eben so nachahmungswürdig, als dieses Gesetz, ist ein anderes, wodurch allen Hausvätern, deren Vermögen nicht 25000 Thlr. beträgt, und die drey Kinder haben, ein Drittel, und denen, die sechs und mehr lebende Kinder haben, die Hälfte des Wachtgeldes erlassen wird.

Diesem kurzen Gemählde der Verfassung von Genf, und der Haupt-Revolutionen dieses Freystaats will ich noch einige Betrachtungen anhängen, die dadurch in mir veranlaßt worden sind. Es wird mich sehr freuen, wenn ich in der Folge höre, daß sie mit den Gedanken übereinstimmen, welche meine Nachrichten in Ihnen erweckt haben müssen.

Das Beyspiel von Genf beweist, daß in demokratischen Staaten Freyheit ein leeres Wort, und die gesetzgebende höchste Gewalt des Volks ein bloßes Schattenbild ist, wenn die Obrigkeit, welche die ausübende Macht besitzt, weder von dem Volke gewählt oder bestätigt, noch auch die Magistratspersonen, mit welchen es unzufrieden zu seyn Ursache hat, in

gesetzmäßigen Volksversammlungen zur Rechenschaft gezogen, oder ihrer Würden entsetzt werden können. Vor 1738 waren die Bürger von Genf eben sowohl Mitglieder des Gesetzgebenden Corpers, und Theilnehmer der höchsten Gewalt, als jetzo. Nichts destoweniger wurden unschuldigen Personen Leben, Vermögen, Bürgerrecht, und Ehre auf die willkührlichste Art genommen, und alle Beschwerden der Bürger wurden verworfen, weil das Volk gar keinen Einfluß auf die Wahl, und Bestätigung der Mitglieder des Senats, und gar kein rechtmäßiges Mittel hatte, den Mißbrauch der willkührlichen Gewalt zu strafen, und sich selbst Gehör und Gerechtigkeit zu verschaffen. Damit also die Obrigkeit nicht in Versuchung komme, ihre Macht zur Unterdrückung des Volks anzuwenden, und Mißbräuche, welche sie selbst eingeführt hat, gegen ausdrückliche Gesetze in gesetzliche Gewohnheiten zu verwandeln; so muß das Volk in allen Demokratien einen immerwährenden Einfluß auf seine Stellvertreter und Machtverweser behalten. Diesen Einfluß kann das Volk auf vielfache Weise ausüben: entweder durch die Wahl seiner Magistratspersonen, oder durch Bestätigung derselben, oder durch die Freyheit, zu gewissen Zeiten verhaßte Mitglieder der Regierung entlassen zu dürfen, oder sie vor dem Volke anzuklagen, oder durch eine jährliche Erneuerung der Abgaben, oder endlich durch einen solchen Ausschuß der Bürgerschaft, dergleichen die Adjoints in Genf ausmachen, welche die Beschwerden des Volks vor ein Tribunal ziehen können, das

vom Magistrat unabhängig ist, und das Zutrauen der Bürgerschaft besitzt. Eine jede dieser Arten des Einflusses hat ihre Vortheile, und Nachtheile. Wenn die Obrigkeit nach dem Sinne des Volks regiert; so braucht sie sich vor keiner derselben zu fürchten.

Nichts ist in einem demokratischen Staate gefährlicher, als die Uebertragung der höchsten bürgerlichen, und peinlichen Gerichtsbarkeit an den täglichen Rath, oder an denjenigen Corper, welchem die unausgesetzte Verwaltung des Staats anvertraut ist. Die höchste Gerichtsbarkeit reizte den Magistrat in Genf, und vielen andern Republiken zur Tyranney, und das Volk zu immer neuen Empörungen. Die Gerechtigkeit wird besser gehandhabt, die öffentlichen Gelder werden gewissenhafter verwaltet, und alle Aemter besser besetzt, wenn die Gerechtigkeitspflege, der Schatz, und die Vergebung von Ehrenstellen nicht ganz allein in den Händen der beständigen Obrigkeit, sondern auch zum Theil eines größern Ausschusses der Bürgerschaft sind, dergleichen der große Rath in Genf ist. Man hat daher viele Veranlassungen künftiger Unruhen dadurch aufgehoben, daß man in allen peinlichen Fällen die Appellation an den großen Rath gestattet, und ihm die Besetzung vieler Aemter, so wie die Durchsicht der Rechnungen aller Cassen übergeben hat.

Es ist beynahe unbegreiflich, daß man in Genf, und andern Demokratien dem Senat nicht bloß die Gewalt über Leben und Tod, über Ehre und Vermögen übergab, sondern daß man es auch jemals er-

laubte, daß der peinliche Proceß, bey welchem nicht zu große Publicität seyn kann, als ein Staatsgeheimniß behandelt wurde. Es brauchte mehrere Revolutionen, und wiederholte Unterhandlungen der Bürgerschaft mit dem Senat, um das Recht zu erhalten, was in allen Staaten heilig und unverlierbar seyn sollte: bey peinlichen Klagen sich Anwälde und Beystände, und die Mittheilung der Acten zu erbitten.

Der Magistrat in Genf wagte noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts während der anfangenden, oder wenig verbreiteten Aufklärung mehrere gewaltthätige Schritte, die er jetzo nicht mehr wagen würde, weil er überzeugt ist, daß die Strafen einer unrechtmäßig gebrauchten Gewalt über kurz oder lang auf die Ausüber derselben zurückfallen. Die Aufklärung nützt daher kleinen und großen Staaten nicht bloß dadurch, daß sie die Völker über ihre Rechte besser unterrichtet, sondern daß sie auch die Obrigkeiten vorsichtiger und milder macht.

Mit der schnellen Vermehrung und Verbeitung des Handels, und der Industrie in Genf hörte die ehemalige vertraute Gemeinschaft zwischen den obrigkeitlichen Personen, und zwischen der Bürgerschaft auf, und der Staat spaltete sich in zwo Parteyen, die ganz entgegengesetzte Richtungen erhielten. Die Reichen strebten darnach, sich durch Vorrechte und Ansehen über die weniger reichen Mitglieder zu erheben, wie sie durch ihre Schätze über dieselben erhaben waren. Die Bürgerschaft hingegen, die eben so sehr

an Kenntnissen, als an Wohlhabenheit zunahm, widersetzte sich diesen Anmaaßungen, und drang darauf, daß der Senat, und die patricischen Familien manche Rechte aufgeben sollten, welche diese entweder durch Verjährung, oder durch die Unwissenheit, und Nachsicht der Vorfahren erhalten hatten. Die Neigung der Reichen zur Oligarchie, und die des Volks zu einer weniger beschränkten Demokratie rangen eine Zeitlang wie ein paar streitende Kämpfer mit einander, bis endlich die geringere Kraft nachgeben mußte, und die Volksparten nach jedem Streite einen vollkommneren Sieg erhielt. Der Senat verlohr allmählich die höchste bürgerliche, und peinliche Gerichtsbarkeit, verlohr die höchste und einzige Aufsicht über die öffentlichen Gelder, und alle übrige Theile der Staatsverwaltung, verlohr das droit négatif, und mußte es zugeben, daß die Natifs immer größere Rechte erhielten, und daß die Bürgerschaft nach bestimmten Gesetzen ergänzt würde. Alle diese Veränderungen waren rechtmäßig, weil sie heilsam waren, und weil es Unsinn wäre, zu behaupten, daß Bürger und Einwohner, Handel und Gewerbe unterdrückt bleiben müßten, damit eine kleine Zahl von Familien und Menschen ihre erschlichenen oder usurpirten gemeinschädlichen Rechte behaupten möchten. Wenn es auch in andern Staaten bisweilen ungewiß geworden ist, daß alle Gewalt vom Volke komme; so sollte man dies wenigstens nie in Demokratien vergessen haben, wo das Volk die höchste Gewalt besitzt, und wo es, so wie alle übrige Gesetze, also auch diejeni-

gen verändern kann, wodurch bisher die Gränzen der obrigkeitlichen Gewalt bestimmt wurden. Gesetze und Verfassungen sind, und sollen beide gleich wenig unveränderlich seyn, weil ihre Nützlichkeit und Schädlichkeit sehr oft von veränderlichen und veränderten Lagen, und Umständen abhängt. Es ist ganz undenkbar, daß die höchste Gewalt sich selbst jemals so sehr einschränken sollte, um sich zu Gesetzen und Einrichtungen selbst alsdann zu verpflichten, wann sie als verderblich erfunden würden. Es finden also auch in einem freyen demokratischen Staat gegen die höchste Gewalt des Volks, die einzige und beständige Quelle aller Gesetze, und aller Rechte der Diener des Staats, keine verjährte Gewohnheiten und Satzungen statt.

So lange die Genfer in ihrer alten Einfalt und Armuth lebten, und die obrigkeitlichen Personen mit den übrigen Bürgern, wie Väter mit ihren Kindern umgingen, so lange duldete das Volk es ohne Eifersucht, daß seine Häupter eine fast unumschränkte väterliche Gewalt besaßen und ausübten, weil es beynahe unerhört war, daß man diese Gewalt zum Schaden der Mitbürger brauchte. Als aber die Obrigkeit ein Haufe von Bedrückern wurde, und mit der Aufklärung und Wohlhabenheit der Bürger die Minderjährigkeit verschwand, worin sie bisher gewesen, und gehalten worden waren; so bewiesen diese ihren seynwollenden Herren, daß sie nur Knechte des Volks seyen; daß willkührliche Gewalt niemals, am wenigsten bey Völkern, die das jugendliche Alter zu-

rückgelegt haben, rechtmäßig werden könne; und daß Nationen nicht für ihre Regenten geschaffen, sondern daß diese zur Beglückung von Nationen bestellt seyen. Handel, Gewerbe, Reichthum und Aufklärung erwecken unfehlbar den Geist der Freyheit, und stürzen auch in den demokratischen Verfassungen den oligarchischen Despotismus, wenn er sich anders in Zeiten der Unwissenheit, und des Elendes eingewurzelt hat.

In allen demokratischen Staaten, in welchen eine große Ungleichheit der Güter statt findet, zeichnen sich immer einzelne Familien und Bürger durch Fähigkeiten, Kenntnisse, Fleiß, Tugenden und Vermögen so sehr vor andern aus, daß das Volk gerne solche hervorstechende Vorzüge und Verdienste durch alle Belohnungen, die in seiner Gewalt sind, zu ermuntern, und zu vergelten sucht. So lange Ehrenstellen und Ansehen, Belohnungen von wahren Verdiensten bleiben; so lange erregen sie keine schädliche Eifersucht unter den übrigen Bürgern, wenn auch gleich Würden und Ansehen mehrere Menschenalter durch denselbigen Geschlechtern zu Theil werden. So bald aber Cabalen und Familien-Verbindungen sich der Belohnungen von Verdiensten bemächtigen, und Männer von großen Fähigkeiten und Tugenden von Würden und Ansehen ausschließen; so entzünden sich in dem Herzen der Verdrängten Unwille und Eifersucht, und diese erwecken gefährliche Demagogen, die ihren versteckten Ehrgeiz wohl gar selbst für Patriotismus halten. Ein jeder demokratischer

Frey-Staat also, der nicht die fähigsten und muthigsten Bürger zu Feinden der Obrigkeit machen, und durch diese beständige Klagen und Meutereyen veranlassen will, muß es, so viel als möglich, verhüten, daß Würden nicht erblich, oder ein Eigenthum von wenigen mächtigen Familien werden. Höchst weise, und angemessen also waren für einen Staat, der so reich an aufgeklärten und genievollen Männern ist, als Genf, die Gesetze, die seit 1738 beständig sind geschärft und erweitert worden, und wodurch das zu starke Eindringen der vornehmen Geschlechter in die Regierung, und in die vornehmsten Aemter verhütet wird.

Ich könnte vielleicht den angefangenen Faden von politischen Betrachtungen noch länger fortspinnen; allein es gebricht mir an Zeit, wenn ich auch nicht fürchtete, Sie durch meine Raisonnements zu ermüden.

Chamounni, am 31sten August,
Abends nach sechs Uhr.

Wir sind etwa vor einer halben Stunde nach einer höchst glücklichen und vergnügten Reise, wiewol zuletzt ein wenig durchgenäßt, hier angekommen. Auf dem Rückwege von dem Gletscher Bosson, den man auf der Hinfahrt nach Chamouni zu besuchen pflegt, wurden wir von einem Gewitterregen überrascht, der uns bis Chamouni begleitete, und sich fast in einen anhaltenden Landregen verwandeln zu wollen scheint. Nachdem ich meine Wäsche und Kleider gewechselt habe, setze ich mich an ein sehr erquicken-

des Caminfeuer hin, um Ihnen unsere Reise hieher zu erzählen.

Zu den bisherigen lieben Gefährten unserer Schweizer-Reise gesellte sich in Genf noch Herr Doctor Martin, einer unserer ehemaligen hoffnungsvollesten Akademischen Mitbürger, der in den nächsten Tagen zum Lehrer des Staatsrechts ernennt werden wird: eine Stelle, deren er sich durch seine Talente, und Gelehrsamkeit vollkommen würdig gemacht hat. Wir fuhren gestern Morgen um 7 Uhr in zween Wägen von Genf ab, und kamen schon um 11 Uhr in Bonneville an, wo wir zu Mittage aßen, aber Essen und Wein nicht einmal mittelmäßig fanden. Die Gegend zwischen Genf und Bonneville kann man eher traurig als schön nennen. Die Dörfer, durch welche man kommt, sind armselig und verfallend: die Menschen schmutzig und elend: und Felder und Weinberge sehr schlecht angebaut. Besonders sind die Weinberge häufig mit Gras und Unkraut überwachsen, und die ungestützten Reben ein beständiges Spiel von Winden und Regengüssen. Diese Vernachlässigung ist um desto auffallender, da man Gurken, wie bey uns Rebstöcke an Geländern zieht.

Die Gegenden bis Bonneville täuschten mich auf keine sehr unangenehme Art, da ich mir nicht viel davon versprochen hatte. Um desto mehr aber betrog mich die Arve in meinen Erwartungen. Um so viel, dachte ich vorher, als der Montblanc über den Gotthart, den Baduz, die Furka, und Grimsel erhaben ist; um so viel wird die Arve reißender, und mit Gra-

nitfelsen verschütteter seyn, als der Rhein, die Reuß, die Aar und die Rhone. Allein bis Salenche sieht man in der Arve gar keine, oder äußerst selten Granitblöcke, die ihren Zorn reizten, sondern schwarzen Schieferschlamm; und ihre Gewässer sind nicht weißgelblich, wie die von andern Gletscherströmen, sondern schwarz und schmutzig: und diese Farbe erhält sie durch die vielen von Schieferbergen herabkommenden Bäche, und Waldwasser, die sich zwischen Servoz, und Salenche von beiden Seiten in die Arve stürzen, und ihre ursprüngliche Farbe verkehren.

Je öder die Landschaften zwischen Genf und Bonneville sind; desto überraschender sind die zwischen der letzten Stadt, und zwischen Salenche. Die Oerter, die Berge, und andere Natur-Merkwürdigkeiten, die sich zwischen diesen beiden Städten finden, sind so oft genannt, und beschrieben worden, daß ich ihre Namen und Schilderungen nicht wiederholen mag; und ich begnüge mich also damit, Ihnen nur das anzuführen, was mich vorzüglich, oder auf eine eigenthümliche Art afficirt hat. Die Berge zwischen Bonneville und Salenche werden an beiden Seiten sowohl zur Rechten, als zur Linken immer höher, und zugleich schöner, indem sie entweder mit den trefflichsten Alpen, oder mit Wäldern bedeckt sind. Die meistens engen Thäler scheinen eine Verkettung von Obstgärten zu seyn, weil in den reichen Wiesen alle Arten von Fruchtbäumen angepflanzt sind. Getraidefelder erblickt man nur an solchen Stellen, wo die Berge nackter oder das Thal breiter wird; und man also nicht nöthig hat, alles

cultivirbare Land zum Wiesewachs zu bestimmen. Ungeachtet man den höchsten Schneebergen immer näher kommt; so findet man doch bis in das Chamouni-Thal hineln kleine Rebenpflanzungen, die freylich nicht den besten Wein geben. Unter den beiden Wasserfällen, die man vor Salenche antrifft, ist der zweyte, der nicht weit von dieser Stadt entfernt ist, der merkwürdigste. Er hat eine sehr große Aehnlichkeit mit dem Staubbach im Lauterbrunner-Thale, und seine Wellen werden fast ganz in einen gelblichen Dunst aufgelöst. Wir vergaßen aber diesen Wasserfall, so wie alles andere, was uns den ganzen Tag vorgekommen war, als wir nahe vor Salenche den erhabensten, und ehrwürdigsten aller Europäischen Berge, den Montblanc, in einer Glorie erblickten, deren gleichen ich vorher nie gesehen hatte, und vielleicht auf dieser Erde auch nie wieder sehen werde. Die Häupter des Montblanc, und seiner Nachbaren strahlten nicht von dem rosenfarbnen Glanze, womit man an heitern Abenden und Morgen die Spitzen der Schneeberge umkränzt sieht, sondern sie waren von einem goldgelben Schimmer erleuchtet, der eben so überirdisch lebhaft als milde war, und der aus höheren und reineren Regionen, als in welchen unsere Sonne brennt, herabzufallen schien. Dies goldene empyreische Licht glühte nicht so stark, als der gewöhnliche Purpur der Schneeberge, allein es leuchtete viel mehr, indem es einen gemilderten Abglanz auf die tiefer liegenden Schneegefilde warf, die dadurch gleichsam zu Staffeln des Throns der nahen Gottheit erhöhet wur-

den. Diese Erscheinung dauerte mehrere Minuten, und versetzte uns alle in ein solches Entzücken, daß wir uns gegenseitig mit Ungestüm zum Anschauen und Anstaunen aufforderten, und uns dann in harmonischen Jubeln glückwünschten, daß die Natur sich uns in ihrer ganzen göttlichen Herrlichkeit geoffenbaret habe. Lange nachdem der Scheitel des Montblanc den goldenen Nimbus verlohren hatte, wallte um seine hohe Stirn noch immer das weißlich-blaue Licht, das nur in den hellsten Nächten an den höchsten Schneebergen sichtbar wird, und das, wie ich hier erfuhr, selbst vom gemeinen Mann mit Bewunderung betrachtet, und wenn ich nicht irre, mit einem besondern Worte bezeichnet wird. Die Meynung, daß der Montblanc der höchste Berg der alten Welt sey, gibt diesem Urgebirge ein unglaubliches Interesse, wenn man ihm so nahe ist, als in Salenche, wo man ihn besser und tiefer herab, als selbst im Chamouni-Thale übersehen kann. Wir gingen gestern Abend, und heute Morgen unzählige mal auf die Straße, oder ans Fenster, und doch wurde unsere Neugierde und Wißbegierde nicht befriedigt. Auch verdient es kein anderer Berg so sehr, daß man sich sein Bild tief und unauslöschlich einprägt, als der Montblanc, der erlauchteste unter den erstgebohrnen Söhnen der mütterlichen Erde, aus deren Schooß er wahrscheinlich gleich nach ihrer Bildung hervorbrach, und in deren Schooß er wahrscheinlich nicht eher zurückkehren wird, als bis das Innerste derselben wird erschüttert, oder zerschmettert werden. Der

Anblick des Montblanc aus solchen Standpuncten, wo man ihn in seiner ganzen Höhe überschauen kann, muß etwas vernichtendes, und zu Boden drückendes haben. Bey fortgesetzter Beobachtung aber kann er kaum mehr Ehrfurcht, und eine lebhaftere Vorstellung von einer alles übersteigenden, und überwältigenden Größe hervorbringen, als er bey Salenche hervorbringt, wo seine untere Hälfte durch andere Berge verdeckt ist. Alle Berge, die den Montblanc umgeben, tragen jedes Zeichen von Hochgebirgen vom ersten Range an sich. Ihre Häupter und Rücken sind tief herab mit schimmerndem Schnee bekleidet. In ihren Zwischenräumen senken sich Gletscher gegen oder gar bis in das untenliegende Thal herunter, und aus den Gletschern stürzen gewaltige Gletscherwasser hervor. Und über alle diese prächtigen Berge ragt der Montblanc wie ein Göttersohn über gemeine Menschen hinaus. Gegen die Spitze hin ist die blendende Schneedecke, womit er umhüllt ist, an einigen Stellen durch Felsspitzen zerrissen, die zu scharf abgeschnitten sind, als daß auch sie Schnee tragen könnten. Diese Hörner, die gegen den Schnee schwarz erscheinen, vermindern die Schönheit seines Gewandes nicht so sehr, als sie die Größe des Eindrucks vermehren. Sie erinnern den Beschauer an den unvergänglichen Stoff, aus welchem der sonst unsichtbare Körper des Montblanc gebildet ist.

Unser gutes Glück fügte es so, daß wir gestern Abend die ersten waren, die nach Salenche kamen.

Bald nach uns langten noch mehrere Kutschen mit Franzosen, Engländern, Genfern, und deren Frauen an. Wir aßen Abends in einer so zahlreichen Gesellschaft, als man oft nicht in den Gasthöfen großer Städte findet. Was den Speisen an guter Bereitung, und dem Landwein an Annehmlichkeit abging, das ersetzte der Wirth durch seine gefällige Dienstfertigkeit. In der ganzen übrigen Schweiz ist für die Keuschheit junger Reisenden nicht so gut gesorgt, als in dem Gasthofe in Salenche. Unter den Mädchen oder Frauen, die uns aufwarteten, war keine, glaube ich, unter sechszig Jahren: welche Betagtheit aber ihrer Munterkeit, und flinken Beweglichkeit keinen Abbruch that.

Unsrer frühen Bestellungen, und unsers frühen Treibens ungeachtet, wurde Herr von Saussüre aus Lausanne mit seiner Gesellschaft diesen Morgen dennoch früher, als wir befördert. Unsere Frauen setzten sich in einen Char-à-banc, der so kurz war, daß nur sie allein bequemen Platz darin hatten. Die beiden Pferde, von welchen er gezogen wurde, waren nicht neben einander, sondern eins hinter dem andern gespannt, weil die Wege zwischen Salenche und Chamouni oft so schmal werden, daß zwey Pferde nicht neben einander Platz haben. Meine Freunde bestiegen Maulthiere; ich hingegen ein kleines Pferd, das aber so träge war, und so unsanft ging, daß ich den Bidet in der ersten halben Stunde an unsern Bedienten gab, und dagegen dessen Platz vorne auf dem Char-à-banc einnahm. Auf diesem Plätzchen war

ich mit dem Gesicht gegen die Pferde gekehrt, und meine Füße hatten keine andere Stütze, als die Querhölzer, die an der Deichsel befestigt waren. Ich folgte daher nicht nur allen Erschütterungen der Axe, auf welcher ich unmittelbar saß, sondern auch den unaufhörlich unregelmäßigen Bewegungen der Deichsel, die meinen Füßen, und durch diese meinem übrigen Körper den einzigen Halt gab, der zu finden war. Wenn es steil bergab ging; so mußte ich meine ganze Aufmerksamkeit, und alle meine Kräfte anwenden, um nicht durch einen unvorhergesehenen Stoß zwischen die Pferde geworfen zu werden. Schlug die Deichsel plötzlich links oder rechts; so war ich in Gefahr, mit meinem Fuße gegen und unter das Fuhrwerk gequetscht zu werden. Hob sich endlich der hintere Theil des Char-à-banc schnell in die Höhe; so erhielt ich von der Decke desselben einen Schlag auf den Kopf oder an die Schulter. Aller dieser Fährlichkeiten ungeachtet brachten mich einige Stunden Uebung im Balanciren auf meinem Sitze so weit, daß ich ohne Furcht durch die tiefen, mit großen Felsstücken belegten Bette von Waldwassern fuhr. Von Salenche aus geht der Weg über eine Stunde lang durch ein ebenes, und niedriges Thal, das von der aufschwellenden Arve häufig überströmt, und zum Theil verschüttet wird. Den ersten Halt machten wir bey dem Dorfe Chede, um den Wasserfall zu sehen, den ein starker Bach zwischen den nahe liegenden Hügeln bildet. Dieser Bach ist in Ansehung der Höhe des Falls, der Art des Sturzes, und der Form des Beckens, in wel-

ches er sich hinabwirft, dem Reichenbach sehr ähnlich: allein in Ansehung der betäubenden Gewalt kann er mit dem letztern nicht verglichen werden. Nicht weit hinter dem Dorfe Chede läuft der Weg einen so steilen Berg hinan, daß die Pferde nur kaum das leere Fuhrwerk hinan schleppen konnten. Unsere Frauen mußten also aussteigen, und da sie durch das Hinanklimmen gegen den rauhen und abschüssigen Berg bald ermüdet wurden; so waren sie gezwungen, sich auf Maulesel zu setzen.

Nichts ist scheuslicher, als die schwarzen Schieferberge, zwischen welchen man von Salenche bis Servoz durchreist, wenn sie unbekleidet, und in ihrer natürlichen Nacktheit sind. Selbst die Bäche, und Waldwasser, die von diesen Schiefergebirgen herabstürzen, haben eine schwarze stygische Farbe, die Grauen und Eckel erregt. Eben diese Bäche verderben häufig durch ihre plötzlichen Ergießungen weite Strecken des Weges, den sie entweder auswühlen, oder mit Centnerschweren Felsstücken belegen, über welche weder Wägen, noch Pferde wegkommen können. Wir selbst trafen eine solche vor Kurzem verwüstete Strecke an, die man kaum so weit wieder hergestellt hatte, daß unser Char-à-banc sich durcharbeiten konnte. Die Bauern, welche den zugefügten Schaden des Waldwassers ausbesserten, baten uns höflich um ein kleines Weggeld, das gewiß nie aus gerechtern Ursachen gefordert wurde. Gegen Mittag kamen wir in ein großes Dorf, wo wir bessern Wein, und besseres Essen fanden, als wir gehofft hatten.

Auf der Arve-Brücke gleich hinter den Schmelzhütten im Thal Servoz begegneten wir Herrn Bourrit, und seinem Sohne, die nach Genf zurückgingen. Da ich schon von seinem Versuch, in Gesellschaft einiger reichen Ausländer den Montblanc zu ersteigen gehört hatte; so bat ich ihn, mir kürzlich den Ausgang seines Unternehmens zu erzählen. Er klagte mir mit vieler Wärme des Ausdrucks in Stimme, Geberde, und Worten: daß er und seine Begleiter den Montblanc glücklich bis etwa zweyhundert Klafter unter seiner Spitze erstiegen hätten. Hier aber seyen sie auf einmal von einem solchen Sturme, und einem solchen Schneegestöber überfallen worden, daß es ihnen unmöglich gewesen sey, weiter zu gehen. Selbst seine Führer fielen, oder legten sich erstarrt auf den Schnee hin; et tous mes guides, setzte Herr Bourrit in seiner kräftigen Sprache hinzu, etoient morts. Ein Engländer, der den Gedanken nicht ertragen konnte, sich dem Ziele mit so vielen Kosten, und so großer Mühe genähert, und es nicht erreicht zu haben, bestand darauf, dem Ungewitter zu trotzen, und auf den Gipfel des Montblanc loszugehen. Er setzte, wie es heißt, seinen Vorsaz aber mit Gefahr seines Lebens, durch, indem ihm einige Zähen und Finger erfroren.

Von der Arve-Brücke hinter Servoz läuft der Weg über den Rand eines steilen, hohen, und fürchterlich abgeschnittenen Gebirges weg, das mir in Ansehung seiner Bestandtheile, und wegen der Bruchstücke, womit es übersäet ist, eines der merkwürdig-

sten in den Thälern Servoz und Chamouni zu seyn scheint. Da uns aber ein naher Regen drohte, so hatte ich keine Zeit, mich dabey aufzuhalten. Wenn das Chamouni-Thal auch sonst nicht so reich an allen Arten von Naturschönheiten wäre, als es wirklich ist; so würde es allein wegen der Berge, womit es an der rechten Seite ummauert ist, vor vielen andern hohen Bergthälern verdienen, besucht zu werden. In der ganzen übrigen Schweiz, so weit ich sie kenne, ist keine Gegend, wo man in einer solchen Nähe eine so majestätische Kette von Schneebergen sieht, als diejenigen sind, welche die Natur wie Trabanten vor, und um den Montblanc hergestellt hat. Alle diese Berge sind so hoch, und mit so vielem Schnee bedeckt, daß man ohne die Nachbarschaft des Montblanc kaum glauben würde, daß es noch höhere geben könne. Noch eigenthümlicher, als ihre Höhe, ist die Art, wie sie geordnet, an einander gerückt, und gegen das Thal gewandt sind. Sie stehen alle in einer Linie, als unvergängliche Denkmäler der Schöpfung da, die von der Hand des Allmächtigen nach einem Plane, in einem Nu, und zu gleichem Zweck aufgeführt worden. Durch ihre Nähe, und regelmäßige Folge erheben sie sich gegenseitig, und machen ein eben so harmonisches, als großes Ganzes aus, das gewiß geschwächt werden würde, wenn die Berge aus einander gerissen, oder aus ihrer Reihe herausgeschoben würden. Endlich kehren sie sich so vortheilhaft gegen das Thal, daß man ihre Gestalt, ihre Höhe, die Größe, und Durchmesser ihrer Schnee-

decken, die Breite der Eistafeln, die wie ein Saum um den höher liegenden Schnee hergezogen sind, den Lauf und die Wendungen der Gletscher mit einem Blick übersehen kann. Der prächtigste unter den Gletschern, die von dieser Kette von Schneebergen herabsteigen, ist der Buisson oder Bosson. Dieser Gletscher fällt gleich am meisten in die Augen, so bald man in das Chamouni-Thal kömmt. In der Ferne scheint er nicht bloß durch einen Tannenwald, an welchem er herläuft, und den er zum Theil niedergeworfen hat, durchzubrechen, sondern queer durch das ganze Thal bis nahe an die Arve, und das gegenüberliegende Gebirge zu gehen. Wenn man aber in das Dorf kommt, das unter dem Gletscher, und in gleicher Linie mit ihm liegt; so muß man doch noch eine gute halbe Stunde steigen, bevor man ihn erreichen kann. Frauenzimmer können den größten Theil dieses Weges zu Pferde, oder auf Maulthieren machen. Der Bosson hat in mehrern Stücken selbst vor dem Rhone-Gletscher unterscheidende Vorzüge. Zuerst übertrifft er ihn in der Höhe und Größe des Schuttdamms, den er allmählich zusammen gehäuft hat. Wenn man auf dem obersten Rande dieses Schuttdamms steht; so hat man an der einen Seite die Bäume des nahen Waldes tief unter sich, und an der andern muß man vielleicht einige hundert Schuh hinabsteigen, um an die ersten Klumpen, oder Pyramiden von Eis zu kommen. Der Grund, warum der Bosson gerade an der rechten Seite einen so ungeheuren Schuttdamm hat, liegt in der Beschaffen-

heit des Schlundes, in welchen er herabhängt. Dieser Schlund ist an der Seite, die nach Chamouni gekehrt ist, mit einem hohen Fels-Gestade begränzt, das der Gletscher nicht übersteigen, und vor welchem er sich nicht ausbreiten kann. Der Gletscher wendet sich daher nach der niedrigeren Seite hin, und wirft vorzüglich hier alle die Trümmer von Steinen und Graus ab, die auf seine Oberfläche herabgefallen sind. Im Winter und Frühling wächst der Gletscher so sehr an, daß seine Eistafeln, und Eiszacken mit dem höchsten Rande des Damms in gleicher Linie stehen. Ich stieg sowohl bis an den Fuß des Gletschers hinab, als eine beträchtliche Strecke an dem Damme hinauf; allein ich wagte es nicht, mit meinen jüngern Reisegefährten auf den Gletscher selbst zu klettern, weil das Steigen sehr mühselig, und der Gletscherwind sehr kalt war. Das Geschiebe des Gletschers, oder die Blöcke, und kleinen Steine, die er abgeworfen hatte, bestanden mehr aus Hornstein, als aus Granit.

Ein anderer Vorzug, oder wenigstens eine andere Eigenthümlichkeit des Bosson ist die überraschende, und fast möchte ich sagen, einzige Gestalt, unter welcher er sich darbietet. Man sieht den Bosson nicht, wie gewöhnlich andere Gletscher von vorne, oder da, wo er aufhört, sondern von der Seite, und gleichsam im Profil. Dieser Anblick schadet freylich der Größe des Schauspiels, dergleichen der hohe, breite, und amphitheatralisch emporsteigende Rhone-Gletscher gewährt. Eben dieser Anblick aber zeigt auch eine

gewisse Gletscher-Größe, die man sonst nicht sieht, und die wirklich in Erstaunen setzt. Wenn man nämlich Gletscher an ihren äussersten Enden betrachtet, so nimmt man zwar wahr, daß sie aus dicken Eisgewölben, und hohen Eissäulen bestehen; allein man stellt sich die einen nicht so dick, und die andern nicht so hoch vor, als sie wirklich sind, weil man sie nicht mit den Augen messen kann, oder die einen die andern bedecken. Die offene Seite des Bosson hingegen zeigt mehrere Reihen von Eis-Pyramiden, unter welchen die kleinsten die Höhe von mittelmäßigen, die größten aber die Höhe von hohen Häusern erreichen, ungeachtet diese Eismassen kaum halb so hoch waren, als sie im Frühling gewesen seyn müssen. Einige dieser Eis-Pyramiden, die ihrem Umsturze am nächsten waren, standen einzeln da. Die meisten waren noch an ihren Füßen verbunden, und ließen durch diesen Zusammenhang errathen, daß sie vielleicht noch vor einigen Monaten eine horizontale Eistafel ausmachten, die aber durch die große Hitze des Sommers, durch warme Regen, und durch Gletscherbäche, in Reihen von hohen Eiszacken zerschnitten worden. Die Höhen, Formen, und Senkungen dieser Pyramiden waren sehr verschieden; allein die Farbe von allen war das reinste und lebhafteste Himmelblau, das durch die Verschiedenheit der auffallenden Lichtstrahlen bald verstärkt, und bald geschwächt wurde.

Die Ankunft so vieler Fremden, als von welchen Chamouni seit mehrern Jahren besucht wird, hat

den Einwohnern eine so industrieuse Dienstfertigkeit eingeflößt, daß sie den Reisenden äußerst zur Last wird. So bald wir stille hielten, um den Bosson zu besuchen; so waren wir mit einem ganzen Haufen von Menschen umringt, von welchen die einen Milch, die andern Erdbeeren oder Blumen, und noch andere Pferde, oder Maulesel, oder ihre Dienste, als Träger und Führer anboten. Wir wurden von diesem Haufen nicht frey, als wir den Weg zum Gletscher wirklich antraten. Männer, Weiber, und Knaben rannten uns nach, um uns wiederum Milch, oder Erdbeeren nachzutragen, oder um uns an beschwerlichen Stellen die Hand zu reichen, oder andere kleine Dienste zu verrichten; und ein jeder dieser ungebetenen Begleiter und Begleiterinnen machte auf ein kleines Geschenk Anspruch, wir mochten etwas von ihnen erhalten, oder nicht erhalten, sie gebraucht, oder nicht gebraucht haben.

Als wir in Chamouni ankamen, fuhren wir vor mehrere der bekanntesten, und von Reisenden empfohlnen Wirthshäuser, die aber alle schon mit Fremden angefüllt waren. Endlich kamen wir in der Ville de Londres unter, wo Zimmer und Betten reinlich sind, und die Bedienung recht gut ist. In mehrern Zimmern, besonders im Saale ist ein Blatt vom Bourrit angeschlagen, in welchem er sich als den Historiographen des Thals Chamouni ankündigt, und den Reisenden seine Zeichnungen der größten Natur-Merkwürdigkeiten dieses Thals anbietet. Bourrit wird im ganzen Thale außerordentlich geliebt, weil

man glaubt, daß er das Thal zuerst bekannt gemacht habe, und der erste Urheber des Wohlstandes sey, den die Ankunft und Freygebigkeit von Fremden unter einem Theile der Einwohner verbreitet haben. Herr von Saussûre wird gleichfalls als ein Wohlthäter des Thals angesehen und geschätzt. Dieser Gelehrte brachte in dem gegenwärtigen Sommer vierzehn Tage auf einer der Spitzen des Geant zu, der zu den höchsten Bergen gehört, womit das Eisthal des Montanvert umgeben ist. Er kam einmal in die größte Lebensgefahr, weil sich während seines Aufenthalts auf dem Geant ein so heftiger Sturm erhob, daß beynahe seine Wohnung, und seine Instrumente fortgeführt worden wären.

Das Chamouni-Thal ist an allen Stellen, die nicht jährlich von der Arve, oder andern Gletscherwassern zerstört werden, vortrefflich angebaut. Mit der Schönheit, und dem Anbau des Thals machen aber die meisten Häuser in den Dörfern, und deren Bewohner einen niederschlagenden Contrast. Die Männer sind freylich im Durchschnitt groß, stark, und von freundlicher redlicher Mine; allein die Weiber sind fast alle häßlich, die Kinder blaß und kachektisch, und die Hütten verfallen, und durchsichtig. Die Fensteröffnungen sind oft mit zerrissenem Papier überklebt, oder gar mit Brettern zugenagelt, und manche Capellen sehen Ställen ähnlicher, als Andachthäusern.

Am 1sten Sept. Abends um 7 Uhr.

Jetzo können wir schon sagen, daß wir unsere Rückreise angetreten haben. Wir sind nämlich vor einer Viertelstunde von dem äußersten Ziel unserer Reise, von dem Eismeer des Montanvert, und der Mündung des Arveiron zurückgekommen, und denken morgen, entweder bis Salenche, oder bis Bonneville zu gehen.

Der heftige Regen, der uns gestern bis Chamouni begleitete, hielt die ganze letzte Nacht an, und dauerte fast ohne Unterbrechung bis diesen Morgen um acht Uhr fort. Dann wurde er allmählich gelinder, und verwandelte sich gegen neun Uhr in einen feinen Staubregen, der kaum so merklich, als ein starker Nebel war. Sobald sich der erste Anschein eines bessern Wetters zeigte; so ließen wir kaltes Essen, und Wein einpacken, so viel wir für uns selbst, und unsere Führer brauchten, die schon einige Stunden versammelt und reisefertig waren. Weil aber die Guiden es nicht wagten, uns einen schönen Tag zu versprechen, und die Gipfel und Seiten der Berge noch immer mit dichten Regenwolken behangen waren; so dauerte es bis zehn Uhr, ehe wir den Entschluß faßten, die Reise an das Eismeer anzutreten. Auf die Vorstellungen der Guiden, daß unsere Frauen den Montanvert nach dem Regen der letzten Nacht nicht würden besteigen können, theilten wir uns in zwo Parteyen. Die Frauen sollten bis an das Ende des Thals fahren, und dann auf Mauleseln an

der linken Seite des Eismeers bis an den sogenannten Chapeau vordringen, auf welcher Felsplatte selbst Herr Bourrit uns versichert hatte, daß man das Eismeer fast eben so gut, als vom Montanvert sehen könne. Ich hingegen, und meine jüngern Freunde (denn unsern Spittler hatte das Loos zum Begleiter der Frauen bestimmt), blieben bey dem Vorsatze, auf den Montanvert loszugehen. Wir theilten uns in den zubereiteten Vorrath, und in die Guiden, und eilten so schnell, als möglich, von Chamouni fort. Der Weg von diesem Dorfe bis auf den Montanvert wird auf vier Stunden geschätzt. Wir stiegen aber so unverdrossen, daß wir in drittehalb Stunden auf der Höhe des Montanvert anlangten. Der Berg ist freylich sehr steil, und der Fußsteig meistens schmal und rauh; allein wir fanden doch nicht so viele Schwierigkeiten, als wir gefürchtet hatten. Gefährlich ist, oder scheint der Weg nur an einer einzigen Stelle, wo man über einen glatten, gegen einen steilen, tiefen, und unbekleideten Abhang sich neigenden Felsengrund weggehen muß. An dem größten Theile des Berges wird man durch nahe Bäume und Gesträuche vor allem gefährlichen Fallen, und vor Schwindel geschützt, der sonst ungeübte Bergsteiger oft anwandeln würde. Sehr mahlerisch ist der Rückblick in das immer mehr und mehr wegsinkende Thal, und auf die Kette von beschneieten Gebirgen, womit es eingefaßt ist. Ganz neu war mir das Schauspiel eines Regenbogens, der an dem Fuße des gegenüberliegenden Berges schwebte, und

viel länger gedehnt, oder auseinander gezogen war, als Regenbogen sonst zu seyn pflegen. Die sehnsuchtsvolle Erwartung, womit ich auf den obersten Rücken des Montanvert kam, schadete dem Eindruck, den die erste Aussicht auf das Eismeer, und die an den Gestaden des Eismeers sich erhebenden Urgebirge in mir hervorbrachten. Das sogenannte Mer de Glace ist eine Eismasse von unbestimmlicher Dicke, die eine, oder anderthalb Stunden breit, acht Stunden lang ist, und alle die Thäler ausfüllt, die von dem Fuße des Montblanc, und der benachbarten Berge auslaufen. Man kann das Eismeer nicht seiner ganzen Länge nach überschauen; allein man sieht es sehr gut, wie beide Arme desselben sich unter dem Geant vereinigen. Der eine dieser Arme kommt vom Montblanc, der andere hingegen von den Gebirgen hinab, die links vom Geant weg liegen. So lange man nicht über die Ursachen, und die Entstehung des Eismeers nachdenkt; so hat weder die Breite, noch die Länge, noch die Gestalt desselben etwas wahrhaft Großes, und nicht einmal etwas überraschendes an sich. Denn wer in einiger Entfernung einen großen sich krümmenden Fluß mit Eise belegt gesehen hat, und wer hat dieses nicht gesehen? der kann sich ein richtiges, oder wenigstens sehr annäherndes Bild von dem Eismeere des Montanvert machen. Die schmutzige Farbe des Eismeers, seine starre Unbeweglichkeit, und Grabeskälte flößte mir mehr Grauen, oder Grausen, als Bewunderung ein. Selbst die höchsten unter den Felsspitzen, die das Eismeer

begränzen, der Dent du Dru, der Tacul, und Geant bleiben sehr weit hinter dem Montblanc, und dessen beeisten Neben-Gipfeln zurück. Da ich die ganze Scene der erstorbenen Natur in's Auge gefaßt hatte, kehrte ich am häufigsten zum Anschauen des Dent du Dru wieder, der dem Beobachter am nächsten, und gerade jenseit des Eismeers steht. Diese hohe Fels-Pyramide hatte deswegen so viel Anziehendes für mich, weil sie der schwarzen Farbe nach nicht aus Granit, sondern aus Hornstein zu bestehen schien *), und weil sie durch Verwitterung viel mehr, als die übrigen Hochgebirge dieser Gegenden gelitten hat. Die Seite des Dent du Dru, die gegen das Eismeer gekehrt ist, ist durch die vereinigten Kräfte von Hitze und Kälte, von Regen und Schnee, von Schmelzwasser, und Stürmen so angegriffen worden, daß sie beynahe bis an die Spitze senkrecht, und unersteiglich abgeschnitten ist. Die Trümmer, welche die Zeit von dem Berge abgerissen hat, liegen noch großentheils auf seinem letzten Abhange, und diese verkündigen es, daß Jahrtausende bey den festesten Urgebirgen eben das vermögen, was Jahrhunderte bey den Werken menschlicher Hände auszurichten im Stande sind.

Da wir unsern neugierigen Blick einigermaaßen befriedigt, und unsere erhitzten Lebensgeister durch eine kurze Ruhe besänftigt hatten; so ließen wir uns

*) Dieser Schein trügt. Denn Herr von Saussüre, der den Berg untersucht hat, versichert, daß er aus Granit bestehe.

den mitgenommenen Vorrath von kalter Küche, und von Wein herbringen. So einfach unsere Speisen, unsere Tafel, und unsere Sitze waren; (wir saßen auf hervorragenden Felsstücken) so hätten wir doch Gegenstände des Neides von berühmten Schlemmern werden können; denn alle Erfindungen der Kochkunst geben den seltensten Leckereyen den Wohlgeschmack nicht, den trockenes Brodt und kaltes Fleisch durch das Lechzen aller Gefäße nach neuer Labung und Stärkung erhalten. Wir alle wünschten Sie und andere Göttingische Freunde unter uns. Wenn Sehnsucht und Liebe Seelen entcörpern, und Abwesenden vergegenwärtigen könnten; so würden unsere Geister sie in der heutigen Mittagsstunde angewehet, und zu gleichen Empfindungen gestimmt haben.

Wir waren kaum mit unserm Mittagsmahle fertig, als wir Herrn von Saussüre von Lausanne mit seiner Gesellschaft, und unter dieser selbst seine Gemahlin ankommen sahen. Ohne den unverwerflichsten Augenschein hätte ich es nie geglaubt, daß eine so zart gebaute Dame als Madame de Saussüre ist, den Montanvert hätte ersteigen können. Ein kleiner Regen trieb uns alle in die sogenannte Blair's Hütte hinein, die ein Engländer dieses Namens hat erbauen lassen. Das Dach dieser Hütte ist jetzo so baufällig, daß wir kaum so viel Platz, als Frau von Saussüre einnahm, finden konnten, wo es nicht durchregnete. Ein starkes Feuer, welches unsere beiderseitigen Führer anmachten, war uns allen sehr willkommen; denn wenn in dieser Jahrszeit die

Sonne durch Wolken bedeckt, und die Luft durch Regen abgekühlt wird, so empfindet man auf dem Montanvert gleich Herbst- oder Winterkälte.

So bald der Regen aufhörte; so stiegen meine Freunde und ich gegen das Eismeer hinab, um seine Oberfläche, und Ufer näher zu betrachten. An dem Rande des Eismeers fand ich fast keine andere Steine, als Granite, und Bittersteine, die gar nicht selten waren. Auf das Eismeer kann man noch bequemer, als auf den Rhone-Gletscher kommen. Wenn man auf dem Eismeer selbst ist; so zeigt es sich ganz anders, als wenn man es in der Ferne, und von oben wahrnimmt. In einiger Entfernung bemerkt man es nicht, daß die Oberfläche des Eismeers so uneben ist, als sie wirklich ist. Die ganze Eismasse besteht aus lauter kleinen Eishügeln, und Eisthälern, unter welchen die erstern eben so verschieden von Größe, als die letztern in Ansehung der Tiefe, Länge, Breite, und Richtung sind. Die Gipfel der Eishügel ausgenommen, war das übrige Eismeer allenthalben mit Schmelzwasser bedeckt, das sich bald in kleinen Seen sammelte, bald tiefe Löcher eingefressen hatte, bald aber in lebendigen Bächen gegen die nächsten Schründe zueilte. Unsere Führer reichten uns von diesem Schmelzwasser, und behaupteten, daß man es ohne Gefahr nach der größten Erhitzung trinken könne. An den Schründen hörte man nicht blos das Rieseln und Plätschern der kleinen hineinfallenden Bäche von Schmelzwasser, sondern auch das dumpfe uud starke Rauschen der Gletscherströme, die

unter dem Eismeere fortschossen. Keine unter den Schründen, an welche ich kam, war so weit, daß ich bis auf den Grund hätte sehen können. Auch stand ich nicht gerne lange an dem Rande derselben, weil ich wußte, daß gerade solche Rände am leichtesten einstürzen. Man muß mehr Uebung im Gletscher-Wandeln haben, als wir hatten, um ohne Furcht und Führer darauf herum zu laufen.

Unsern Rückweg von Montanvert nahmen wir an dem östlichen Abhange dieses Berges, der sich gegen die Mündung des Eismeers und den Ausfluß des Arveiron hinzieht. Diese Seite ist noch viel steiler, als diejenige, an welcher wir heraufgekommen waren, und ist überdem größtentheils ohne alle Bäume und Gesträuche, an welche man sich halten könnte. Ein Fehltritt würde den Fallenden zwar nicht ganz hinunterwerfen; allein er würde ihn leicht zehn und mehrere Klafter sehr unsanft hinabrutschen machen. Frau von Saussüre und ihre Begleiter folgten uns bald nach, und ich glaube, daß dies Hinabsteigen, das feste Kniee und einen sichern Tritt erfordert, Frauenzimmern viel peinlicher, als das Hinaufsteigen wird. Ohngefähr an der Hälfte des Berges zeigten uns unsere Führer eine Stelle, wo eine Teutsche Prinzessinn von Erschöpfung und Athemlosigkeit hingesunken war, und ihrem Tode nahe zu seyn geglaubt hatte. Die untere Hälfte des Berges ist weniger abschüssig, als die obere; und hier beschleunigten wir unsern Lauf so sehr, daß wir in anderthalb Stunden an die ersten Anfänge der prächtigen Ruinen kamen, womit der

Vorgrund des Gletschers des Bois, oder des Endes des Eismeers weit und breit bedeckt ist. Hier, und fast möchte ich sagen, auch hier erst, fand ich mich für alle Mühseligkeiten des heutigen Tages belohnt. Die zusammengehäuften Ruinen von Persepolis, von Palmyra, und andern in Staub liegenden Königsstädten würden, glaube ich, hinter den Trümmern des Eismeers vom Montanvert eben so weit zurückbleiben, als die größten Werke menschlicher Kunst hinter den großen Werken der Natur. An diesen erstaunlichen Trümmern erkennt, und fühlt man die Majestät der Natur, die Größe der Berge, die das Eismeer umgeben, und die unwiderstehliche Kraft, womit diese todte, und unbeweglich scheinende Eismasse in gewissen Augenblicken wirkt, und fortschreitet, viel lebendiger und tiefer, als auf dem Montanvert, und dem Eismeere selbst. Wenn der Spielraum des Rhone-Gletschers auch so groß ist, als der mit Trümmern bedeckte Vorgrund des Eismeers, oder des des Bois Gletschers; so kann doch der erstere in Ansehung der Ruinen gar nicht mit dem letztern wetteifern. Die Trümmer vor dem des Bois Gletscher bestehen fast ganz allein aus größern oder kleinern Blöcken des schönsten, reinsten und unversehrtesten Granits. Viele von diesen Granitblöcken sind kleinen, und selbst mäßigen Häusern an Größe und Höhe gleich. An manchen Stellen liegen ungeheure Granitmassen in beträchtlichen Haufen zusammengethürmt, und über einander hingeworfen, und auf einem dieser aus Granitblöcken bestehenden Hügel trat

sen wir unsere Frauen mit ihren Führern an. Die Einwohner des Thals holen die beweglichsten unter den Granitblöcken ab, um damit ihre Wiesen und Felder einzufassen, und kaum glaube ich, daß man die dort liegenden Schätze von Granit erschöpfen würde, wenn man auch mehrere große Städte daraus erbaute. Wenn der Gletscher im Winter anwächst, und vorrückt; so schiebt er die schwersten unter den Granitmassen eben so leicht als die kleinsten Bruchstücke vor sich her. Einen der größten Blöcke sah ich an dem Rande des kleinen Waldes liegen, in welchen man aus dem Vorgrunde des Gletschers kommt. Der Druck des Gletschers, der dies viele Centner schwere Stück vorwärts trieb, hatte es so stark an einen ziemlich dicken Baum hinangeschoben, daß dieser sich schon überzubeugen angefangen hatte. Wäre der Druck nur noch ein wenig verstärkt worden; so würde der Baum, und alles Gesträuch, das ihn umgab, entwurzelt und vernichtet worden seyn. Allein gerade in dem Augenblicke, wo sein Untergang unvermeidlich schien, mußte das Fortrücken des Gletschers aufgehört haben; und dem geretteten Baume wurde also noch eine neue Lebensfrist bis zu dem Zeitpuncte vergönnt, wo das anwachsende Eismeer den nahen Feind zu seinem Verderben über ihn hertreiben wird. Wenn solche Massen, als man vor dem Gletscher des Bois sehr häufig sieht, von den Gipfeln der Urgebirge herabstürzen, wie muß da das Eismeer erbeben, und wie furchtbar müssen davon alle Thäler, und alle Höhen wiederhallen! Welche dicke und unverwüstli-

che Eisgewölbe werden erfordert, um solche Massen von dem Fuße der Gebirge, wozu sie gehörten, bis an den Vorgrund des Gletschers hinzutragen! Die sogenannte Bouche de l' Arveiron, oder das Eisgewölbe, aus welchen der Arveiron hervorbraust, übertrifft alle übrige ähnliche Eisgewölbe, die ich gesehen habe, selbst das des Rhone-Gletschers, an Größe eben so sehr, als die Granitdämme, die vor derselben hergezogen sind, die Schutthaufen andrer Gletscher übertreffen. Das Eisgewölbe, aus welchem der Arveiron hervorbricht, war nach dem Augenmaaß wenigstens hundert Schuh hoch, mehrere hundert Schuh breit, und lief ohne große Eisklumpen in dem Bette des Arveiron immer spitziger zu, so daß es die Form eines großen Trichters hatte. Wäre das Eis dieses erhabenen Gewölbes so rein und blau, als das des Rhone-Gletschers; so würde seine Schönheit eben so einzig, und unübertrefflich, als seine Größe seyn. An der Mündung des Arveiron fand ich Bruchstücke von Bitterstein in noch größerer Menge, als an der Seite des Eismeers, die gegen den Montanvert gekehrt ist.

Auf dem Rückwege von der Mündung des Arveiron bis nach Chamouni, den ich größtentheils zu Fuße machte, reinigten sich die Berge, und der Himmel von allem Gewölke, womit beide den ganzen Tag wenigstens an einigen Stellen umzogen gewesen waren. Die Strahlen der Abendsonne schmückten den Gipfel des Montblanc, der Aiguille de Gouté, und des Dome de Gouté mit dem prächtigsten Rosen-

roth, und dadurch wurde der letzte meiner Wünsche befriedigt, der Wunsch nämlich: den Montblanc in der Nähe in allen, oder doch den wichtigsten Erleuchtungen zu beobachten, worin die auch in ihren Verzierungen unerschöpfliche Natur ihn darzustellen pflegt.

Weil die Luft so außerordentlich heiter, und der Montblanc, und die benachbarten Spitzen so lebhaft erleuchtet wurden; so ließ ich mir von unsern Führern so genau, als möglich, den Weg zeigen, den man zu nehmen pflegt, wenn man den Montblanc ersteigen will. Unter unsern Führern ist keiner, der nicht diese große Reise ein-, oder mehrmal gemacht hätte. Man geht an der rechten Seite des Bosson hinauf, und bleibt die erste Nacht an dem Rande des ewigen Schnees. Am zweyten Tage arbeitet man sich über Gletscher und Schnee-Felder so hoch hinauf, daß man nur noch die letzten Gipfel des Montblanc zu gewinnen hat. Am dritten Tage ersteigt man die Spitze des Montblanc, und kehrt entweder bis zur Ruhestätte der vergangenen Nacht, oder noch etwas weiter zurück, und am vierten Tage kann man bequem zum Mittagessen in Chamouni anlangen. Wenn man vom Thal aus dem Wege nachsieht, der auf den Montblnnc führt; so wundert man sich, daß man diesen Berg nicht schon lange erstiegen hat, so leicht und sicher scheint er zu erklimmen zu seyn. Allein wenn man seinem Fuß und seinen Seiten nahe kommt; so entdeckt man erst alle die Gefahren, und Schwierigkeiten, womit er bisher die kühnsten und

erfahrensten Gemsjäger abgeschreckt hatte, und auch jetzo noch oft zurückschreckt. Die Reise auf den Montblanc kann nie so allgemein Mode werden, als die Reisen in die Schweiz, und in das Chamouni-Thal, nicht bloß deswegen, weil man ihn nicht hinanreiten, und hinanfahren kann, sondern weil das Hinaugehen selbst mit eben so großen Kosten, als Beschwerden verbunden ist. Das Tragen eines Zelts, der Speisen, des Weins, des Geschirrs und Holzes, das man für sich und seine Begleiter braucht, erfordert wenigstens 12, 16 bis 18 Führer, wovon ein jeder wegen der Gefahren und Mühseligkeiten dieser Reise täglich einen Laubthaler erhält, und ein einziger Unternehmer also kann die Reise nie unter 20 bis 30 neuen französischen Louisd'or machen.

Genf am 3ten Sept. Abends.

Unsere Rückreise von Chamouni war eben so glücklich, als unsere Hinreise; und das Wetter war auf der Rückreise noch schöner. Ungeachtet wir gestern Morgen erst um 10 Uhr von Chamouni, und Abends um 6 Uhr von Salenche wegfuhren; so kamen wir doch um 10 Uhr in Bonneville an, wo wir in den drey Mohren zwar kein vorzügliches Abendessen, das wir auch nicht erwarteten, aber gute Betten und Zimmer fanden. Heute langten wir schon vor 11 Uhr in Genf an.

Als wir vorgestern Abend unsere Gulden bezahlten, brachte fast jeder einen kleinen Vorrath von Crystallen, und andern Mineralien zu Kauf mit.

Durch die öftere Begleitung des Herrn von Saussüre und anderer Naturkündiger haben die Guiden in Chamouni die vornehmsten Steinarten kennen gelernt; doch hielten sie alle den Gneis, aus welchem der Montanvert besteht, für Roche de Corne, und der Bitterstein, oder Jade war ihnen unbekannt. Auch unsern Erfahrungen nach verdienen die Guiden aus Chamouni den Ruhm von Höflichkeit, Dienstfertigkeit, und Gütmüthigkeit, der ihnen von allen Reisenden beygelegt wird. Nur ein einziger schmälerte diesen Ruhm, und zwar gerade derjenige, um den wir es am wenigsten verdient, und den wir schon von Salenche mitgenommen hatten. Dieser Mann verlangte, in einer doppelten Rücksicht, oder in doppelter Gestalt bezahlt zu werden: als Besorger der Maulesel, die wir in Salenche mietheten, und zugleich als Guide selbst an den beiden Tagen, wo wir nach Chamouni, und von Chamouni zurück gereist waren. Die Forderungen des Mannes waren bey dem starken Trinkgelde, das wir ihm gegeben hatten, so unbillig, daß selbst der Wirth in Salenche, und andere, die davon hörten, sie mit Unwillen verwarfen. Wenn die Guiden in Chamouni zu den bessern in der Schweiz gehören; so werden ihnen ihre Dienste gewiß auch am besten belohnt. Sie erhalten nämlich außer der freyen Zehrung täglich 20 Batzen, oder einen kleinen Französischen Thaler bis zu 25, 30 bis 40 Batzen, je nachdem die Zahl der Reisenden, und die Beschwerden der Wege, für welche man sie mitnimmt, größer oder kleiner sind. Ueberdem empfängt jeder

noch ein Trinkgeld, das ihm von der Person, oder im Namen der Person gereicht wird, die er vorzüglich bedient hat; denn jeder Guide wählt sich aus einer Gesellschaft eine Person besonders aus, oder wird auch von dieser gewählt, um ihr stets zur Seite zu seyn, und beyzuspringen. Die erfahrneren Guiden besitzen eine Sammlung von Empfehlungsschreiben von berühmten, oder vornehmen Personen, die sie geführt haben; und in solchen Zeugnissen werden die Führer gemeiniglich den Landsleuten der Gefährten auf das angelegentlichste empfohlen. Da ich unsern Führer bat, mich zu den von mehrern Reisenden beschriebenen Albinos zu führen; so antwortete man mir, daß diese unglücklichen Geschöpfe jetzo in Paris seyen.

Die Reise nach Chamouni ist die theuerste, die man in der Schweiz machen kann, weil in diesem Thale alle Nothwendigkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens wegen des weiten, und kostbaren Transports höher im Preise sind, als anderswo; und weil man zugleich mehrere Fuhrwerke, Maulthiere, und Führer bezahlen muß. Unter dem Vorwande, daß in Salenche alles außerordentlich theuer sey, fährt kein Kutscher nach dieser Stadt, ohne sich für zwey Pferde täglich $2\frac{1}{2}$ Französische Thaler bezahlen zu lassen. Dieser Kutscher bleibt in Salenche liegen, und erhält täglich seine volle Bezahlung, bis man von Chamouni zurückkommt. In Salenche muß man frische Pferde und Maulthiere nehmen, die einen nach Chamouni bringen, und die wieder in Chamou-

ni stehen bleiben, wenn man am folgenden Tage auf den Montanvert geht. Zu dieser Reise kann man die Pferde und Maulesel von Salenche eben so wenig, als die Genfer Pferde und Kutschen nach Chamouni brauchen; und während der Zeit also, daß man den Genfer Kutscher in Salenche, und die Salencher Pferde, und Maulthiere in Chamouni bezahlen muß, ist man genöthigt neue Gulden in Chamouni zu miethen, die man auch alsdann zu Hülfe nehmen muß, wenn man, wie unsere Frauen, mit den Pferden und Maulthieren von Salenche auf den Chapeau reist. Die Wirthsrechnungen in Salenche und Chamouni waren freylich so hoch, als sie in den größten Städten nur seyn können; allein sie schienen uns nichts destoweniger äußerst billig, weil alles, was die Wirthe den Fremden vorsetzen müssen, in diesen Orten viel theurer, als in den größten Städten ist. Das Essen in der Ville de Londres in Chamouni war mehr als gewöhnlich gut; und dies Lob würden wir dem Abendessen in Chamouni gegeben haben, wenn wir auch nicht von beschwerlichen Tagereisen einen ungewöhnlich starken Appetit mitgebracht hätten.

Auf der Rückreise gab ich vorzüglich auf den hohen Berg Achtung, an welchem herab man über die Arve, und zu den Fonderies in Servoz kommt. Dieser Berg macht allem Anscheine nach einen höchst merkwürdigen Uebergang von dem quarzreichen Schiefer, oder dem sogenannten Kieselschiefer, aus welchem die Gebirge von Salenche bis Servoz bestehen, zu dem Granit des Montblanc und seiner Nachbaren.

Sein Stoff ist ein äußerst harter mit Goldglimmer durchsprengter Hornstein, der glasartiger, und an den Enden durchsichtiger ist, als irgend eine andere Art dieses Gesteins, die mir in der Schweiz vorgekommen ist. An dem Abhange dieses Berges fand ich Blöcke des schönsten Granits, der größtentheils aus reinem Quarze bestand, und mit den vollkommensten Glimmer-Crystallen durchsprengt war. An manchen Stellen hatte der Quarz eine halbe Violetfarbe, und ging in wirklichen Amethyst über. An andern Stellen aber war seine Schönheit durch verwitterte Glimmer-Crystallen entstellt, deren aufgelöste Theile den umgebenden Quarzstoff beschmutzt, und durchdrungen hatten.

Wir waren nicht so glücklich, den Herrn Exchaquet, den Directeur des Fonderies de Servoz en Savoie anzutreffen; allein wir sahen doch die merkwürdigen Nachahmungen des berühmten Werks des Herrn General Pfyffer in Lucern, die Herr Exchaquet angegeben hat, und noch immer von geschickten Arbeitern unter seiner Aufsicht verfertigen läßt. So wie der Herr General Pfyffer den Canton Lucern und die benachbarten Cantone en bas relief dargestellt hat; so hat Herr Exchaquet das ganze Thal Chamouni mit allen begränzenden, oder darin enthaltenen Bergen, Schneefeldern, Gletschern, Wäldern, Alpen, Oertern, Wiesen, Flüssen und Bächen auf eine ähnliche Art ausgearbeitet. Eine solche Carte, oder ein solches Bas relief hat die Größe einer gewöhnlichen Tischplatte, und ist also etwa 3, 4 bis 5 Fuß lang,

und $2\frac{1}{2}$ bis drey Fuß breit. Der Stoff des Basrelief, oder das Haupt-Substratum besteht aus Holz, aus welchem die Berge, Schründe, und Thäler nach Anleitung der Natur mit genauer Beobachtung ihrer verhältnißmäßigen Größen, Abhänge, und Tiefen ausgeschnitzt werden. Der Schnee der Hochgebirge wird durch eine Masse aus Schwerspath, die Gletscher durch zerstoßene Crystallstücke, und Wälder, Alpen, und Wiesen werden durch richtige Schattirungen von Farben angedeutet, und nachgeahmt. Ungeachtet der Maaßstab, nach welchem Herr Exchaquet alles dargestellt hat, kleiner ist, als der des Herrn General Pfyffer; so wird doch dadurch die Aehnlichkeit der nachgeahmten Gegenstände nicht allein nicht vermindert, sondern vielmehr hervorstechender gemacht. Ein jeder von uns erkannte sogleich die Berge, Gletscher, und Ströme, die wir in den letzten Tagen mit so vieler Aufmerksamkeit betrachtet hatten; und ihre Formen, Richtungen, und Verhältnisse fielen uns in der treuen Nachahmung mehr, als in der Natur selbst auf. Die größern Basreliefs, dergleichen Herr Exchaquet schon nach England, und Holland, nach Turin und Lausanne geschickt hat, kosten zwey und dreyßig, und die kleinern zwanzig neue Louisdor. Der Canton Bern hat den Herrn Exchaquet ersucht, die Landvogtey Aelen, oder Aigle auf gleiche Art auszuarbeiten, wie er das Thal Chamouni geliefert hat. Bey eben diesem verdienstvollen Naturkenner kann man für anderthalb, oder zween neue Louisdor vollständige Sammlungen aller

Steinarten haben, die im Chamouni-Thal, und auf den angränzenden Bergen gefunden werden. In einer solchen Sammlung ist jede Steinart in doppelten Probestücken, oder Fragmenten vorhanden.

Gleich nachdem wir heute Mittag gespeist hatten, fuhren wir, von Herrn Doctor Martin begleitet, erst nach St. Jean, um die Campagne des Herrn Constant wiederzusehen, und dann nach Petit Sacconex. In der zuletzt genannten Gegend besuchten wir mehrere Gärten, unter welchen der Garten, oder das Landgut eines Kaufmanns Serre im Morillon alle andern verdunkelte, und vergessen machte. Die Aussicht aus diesem Garten übertrifft die Landschaften, die ich bisher in der Schweiz bewundert habe, und selbst die Aussicht von Aubonne ohne Vergleichung an Ausdehnung, so wie an Reichthum, Mannigfaltigkeit, und Größe der Gegenstände. Man übersieht aus diesem Garten den nahen prächtigen See seiner ganzen Länge nach von Lausanne bis Genf mit allen seinen malerischen Busen, unter welchen der äußerste mit der schönen Stadt, die ihm den Namen giebt, wie mit einer Ehrencrone geschmückt ist. Das diesseitige sanft gegen den See hinabfallende Ufer zeigt in seinen Gärten, und Landhäusern, womit es bedeckt ist, lauter Denkmäler von hohem Wohlstande, und weisem Lebensgenuß. An dem linken, oder nördlichen Ende des Sees streckt der Jorat in großer, aber noch immer deutlich zu erkennender Ferne seinen blauen Rücken bis an die Bernischen und Wallisischen Schneeberge fort, unter welchen ich

den Dent de Midi, und den ihm gegenüber stehenden Dent de Morcle genau unterscheiden konnte. Jenseit des Sees erhebt sich das Chablais mit seinen Wiesen, Aeckern, Weinbergen, Städten, und Dörfern bis an die nackte Felsenkette hinan, womit es zunächst eingefaßt ist. Hinter dieser Felsenmauer ragen die beschneyten Spitzen des Argentiere, des Buet, des Mont-Blanc, des Dome, und der Aiguille de Gouté, der Aiguille de Midi, des Dent du Dru, und anderer Savoischen Urgebirge hervor, und ungeachtet diese Eisberge zwanzig, bis fünf und zwanzig Stunden, und noch weiter entfernt sind: so sahen wir sie doch in dem rosenfarbnen Glanze der Abendsonne so klar, als wenn wir sie von Salenche oder Chamouni aus betrachtet hätten. An dem letzten westlichen Schneegebirge schließt sich die Reihe der gleichfalls erhabenen Berge an, die man auf dem Wege von Bonneville nach Salenche zur rechten Hand hat, und unter welchen wir diejenigen, die sich in der Nähe durch ihre Höhe und Gestalt ausgezeichnet hatten, besonders den hohen und oben wie abgebrochenen Felsstock bey Salenche ohne Mühe wiederfanden. In dem Zwischenraume endlich zwischen dem kleinen und großen Saleve erblickt man die Gipfel der äußersten Savoyischen Berge in einer Entfernung, die gewiß viel größer ist, als ich sie zu schätzen wage. Da ich mich in die Betrachtung und den Genuß der vor mir ausgebreiteten, und alle Beschreibung übersteigenden Natur-Scenen versenkte, bedauerte ich es mehr als jemals, daß ich der Schweiz nicht nahe

genug wohnte, um ohne große Kosten und Zeitverlust, so oft ich wollte, in diese auserwählte Gegend kommen, und hier einige Wochen, oder Monate zubringen zu können. Der Besitzer des Landguts, dessen Lage ich Ihnen mit roher Hand gezeichnet habe, war nach Italien verreist, und Garten und Haus waren diesen Sommer an Engländer vermiethet gewesen, die erst vor einigen Tagen die Gegend um Genf verlassen hatten. Man rechnet, daß sich diesen Sommer wenigstens hundert Engländer, großentheils mit ihren Familien in der Nachbarschaft von Genf aufgehalten haben. Wenn man das Petit Sacconex, das eine kleine Stunde von Genf entfernt ist, mit zu der umliegenden Gegend dieser Stadt rechnet; so ist Genf in Rücksicht auf Lage die Königin unter allen Schweizerischen, und so weit ich unsern Erdtheil kenne, selbst unter allen Europäischen Städten. Bey diesem gerechten Lobe, das ich der in vieler Rücksicht bewundernswürdigen Stadt so willig, als irgend einer ihrer Anbeter bringe, würde ich die Lage der eigentlichen Stadt selbst, und das, was sie zunächst umgiebt, auch nach dem zweyten Wiedersehen nicht anders, als das erstemal beschreiben.

Am 4ten Sept.

Morgen reisen wir von hier nach Neuchatel ab. Jetzo nur noch einige Anmerkungen über die angenehmen Begegnisse des heutigen Tages! Meinen nächsten Brief erhalten Sie aus Basel, oder erst aus Strasburg.

Wir gingen heute Morgen in die St. Peterskirche, die so außerordentlich voll war, daß wir nur mit vieler Mühe gute Plätze erhielten. Der großen Menge von Menschen ungeachtet herrschte in der ganzen Versammlung die feierlichste Stille, und da Herr Professor Claparede die Kanzel bestieg, hörte man mit allgemeiner, und ununterbrochener Aufmerksamkeit zu. Der verehrungswürdige Redner verglich den vormaligen, und jetzigen bis zum Neide blühenden Zustand der Stadt Genf, machte aber seine Zuhörer zugleich auf das Ungewisse dieses hohen Wohlstandes aufmerksam, indem ein einziger Kopf mehr, oder weniger in der Welt, oder in der Gnade des Königs von Frankreich, den ganzen Staat heben und erhalten, oder auch stürzen könne. Er forderte den Magistrat mit einem seinem Alter, und seinen Verdiensten angemessenen Ernste auf, der immer mehr und mehr einreißenden Gleichgültigkeit gegen die Religion, der wachsenden Zügellosigkeit der Jugend, und der verderblichen Prachtliebe zu steuern, und durch weise Gesetze und musterhafte Beyspiele die Tugenden der Vorfahren zurückzurufen. Während des ganzen Gottesdienstes sahe ich auch nicht eine Spur von der empörenden Irreligiosität, die mich vor sechs Jahren in eben dieser Kirche so sehr beleidigte, und die also mehr eine Folge der damaligen allgemeinen Verwirrung, als eines wirklichen und allgemeinen Mangels von Religion, und Achtung gegen den öffentlichen Gottesdienst, gewesen seyn muß.

Nach der Kirche, und nach Tische nahmen wir von unsern Freunden Abschied, und gegen Abend begleitete mich der Herr Pfarrer Fels auf Plein Palais, weil die kleine Bürgerschaft von Genf nach einer alten Gewohnheit sich an diesem Tage auf der eben genannten Promenade in ihrer ganzen Pracht zu zeigen pflegt. Hier konnte ich den fast unglaublichen Luxus recht bemerken, welchen die geringere Classe der Einwohner in Kleidern und Putz treibt. Weiber und Töchter von Bedienten, von gemeinen Schneidern, Schustern, und andern Handwerkern gingen in so kostbaren, und modischen Kleidern, Hüthen und Hauben einher, daß man sie nach ihren Gewändern und Verzierungen für Frauenzimmer aus den ersten und reichsten Familien hätte halten können.

Abends besuchte ich den ehrwürdigen Herrn Professor Diodati, wo ich so glücklich war, den Herrn Claparede, und den Herrn von Salegas anzutreffen. Den letztern, der mir schon als ein großer Freund der Gelehrsamkeit, und besonders der teutschen Litteratur bekannt war, hatte ich mehrmal vergebens in seinem Hause aufgesucht, und war auch eben so vergeblich von ihm aufgesucht worden. In der Gesellschaft dieser verdienstvollen Männer brachte ich eine der angenehmsten Stunden in Genf zu; und da ich mich von ihnen trennen mußte, beklagte ich es aufrichtig, daß unsere beschränkte Zeit es mir unmöglich machte, einen so lehrreichen Umgang länger genießen zu können.

Anhang
zu dem vorhergehenden Briefe.

Wenn die Schilderung der vornehmsten Schicksale, und der Verfassung von Genf, wie ich sie bey meinem letzten Aufenthalt in dieser Stadt fand, die Theilnehmung meiner Leser nur einigermaaßen erregt hat; so darf ich mir schmeicheln, daß sie es nicht ungerne sehen werden, wenn ich mich selbst auf eine kurze Zeit unterbreche, und zur völligen Befriedigung ihrer Neugierde, oder Wißbegierde die Ursachen, Umstände und Folgen der bald nach meiner Abreise entstandenen Revolution ohne unzweckmäßige Weitläuftigkeit anhänge *).

Ungeachtet der Magistrat in Genf nach der Bekanntmachung des Edicts von 1782. mit der größten Milde regierte, einige Beyspiele von übermäßiger Strenge ausgenommen, die noch Wirkungen von frischer Rache, oder frischer Furcht waren: ungeachtet er die öffentlichen Einkünfte mit nie beargwohnter Treue verwaltete: Recht und Gerechtigkeit unparteyisch handhabte: Künste und Betriebsamkeit ermunterte, und väterlich unterstützte: und durch eine sich nie verleugnende Schonung und geflissentliche Annä-

*) Weitläuftigere Nachrichten über die neueste Revolution und die verbesserte Verfassung von Genf findet man in dem ersten und zweyten Stücke des 5ten Bandes des historischen Magazins und im zweyten Bande des Tableau historique et politique des deux dernieres Révolutions de Genéve par M. d'Ivernois. Londres 1779.

herung gegen die überwundene Partey der Repräsentanten den Schmerz der Niederlage zu mildern, und vergessen zu machen suchte; so waren doch alle diese guten Künste, die verwundeten Gemüther zu heilen, und die verlohrnen Herzen wieder zu gewinnen, vergeblich. Die widerrechtliche Gewalt, womit das letzte Edict auf Anstiften der Häupter der Negatifs durchgesetzt worden war: die Schmälerungen, welche die Unabhängigkeit des Staats, und die Rechte des Volks gelitten hatten: das beständige Schauspiel, das man eingeführt: die starke aus Fremden bestehende, und von Fremden angeführte Garnison, die man errichtet: die prächtigen Festungsähnlichen Casernen, die man erbaut hatte: die Demüthigung endlich der Geistlichkeit, und die Entwaffnung der Bürgerschaft waren fortdauernde Ursachen von Mißvergnügen, welche die Obrigkeit nicht heben wollte, und die Bürgerschaft nicht vergessen, und verzeihen konnte. Die Zahl der Unzufriedenen wurde immer größer, weil viele Negatifs es je länger, je mehr bereuten, daß sie eine Partie begünstigt hatten, die ungleich weiter gegangen war, als sie jemals geglaubt und gefürchtet hatten. So lange der Graf von Vergennes, der Urheber, und die Stütze der neuen Regierung noch lebte, blieben die Klagen der Misvergnügten meistens in ihrem Herzen, oder in dem Busen ihrer vertrautesten Freunde verschlossen. Als aber dieser geschworne Feind der Genferischen Freyheit starb, und Necker, ihr treuer Gönner und Vertheidiger wieder in das Ministerium kam; da stiegen die Hoffnun-

gen, und der Muth der Repräsentanten in eben dem Verhältnisse, in welchem das Zutrauen der herrschenden Partey zu der gegenwärtigen Verfassung abnahm. Nichts destoweniger ließen es sich auch die wärmsten Patrioten nicht einfallen, die auf Gewalt gegründete Regierungsform durch Gewalt umzuwerfen. An einen solchen Umsturz dachte man aus einem doppelten Grunde nicht: erstlich deßwegen nicht, weil man sich dadurch die Rache der garantirenden Mächte zuzuziehen fürchtete; und dann, weil man allgemein überzeugt war, daß die entwaffnete Bürgerschaft unmöglich die starke, auf deutschen Fuß disciplinirte Garnison überwältigen könne. Unvorhergesehene zufällige Begebenheiten thaten für die Befreyung von Genf mehr, als die muthigsten Volksfreunde zu wünschen wagten, und als die weisesten Bürger auszurichten sich eingebildet hatten.

Die grimmige Kälte, die gegen das Ende des Jahrs 1788 einfiel, und unter den ärmern Einwohnern von Genf nicht weniger Elend als anderswo hervorbrachte, erweckte die reichen und wohlhabenden Bürger zu einer außerordentlichen Mildthätigkeit, und zu einer beyspiellosen brüderlichen Eintracht im Wohlthun. Männer von den entgegengesetztesten Parteyen und Grundsätzen näherten sich, und verbanden sich durch die Bande brüderlicher Liebe, um ihre nothleidenden Mitbrüder desto kräftiger unterstützen zu können. Diese Annäherung von Menschen von streitenden Parteyen wurde bald durch einen Vorfall noch mehr befördert, der sich im Theater zutrug, das

die Häupter der Oligarchie wegen der Zerstreuungen, die es verschafft, als eine Hauptstütze ihrer Macht ansahen, und das zu ihrer größten Bestürzung und gerechten Bestrafung der Geburtsort der unterdrückten Freyheit wurde. Eine junge Actrice, die sich in den Sohn einer angesehenen Magistratsperson verliebt hatte, erhielt den Befehl, Genf am 10. Dec. zu verlassen, weil der Vater des jungen Mannes fürchtete, daß die Verbindung mit der Actrice dem Glücke seines Sohnes gefährlich werden möchte. Diese Verweisung einer Schauspielerin, welcher das Publicum gewogen war, erregte den Unwillen, und das Mitleiden ihrer Gönner, so wie der Freunde ihres Liebhabers. Man warf am letzten Abend, da sie spielte, ein Abschiedsgedicht auf die Bühne, und verlangte, daß dies Gedicht recitirt werden solle. Der Vater des jungen Mannes, der als Policeyherr gegenwärtig war, untersagte dieses, so wie das Vorlesen anderer Papiere, die man am folgenden Abend mit noch größerem Ungestüm auf die Bühne warf. Dies zweyte Verbot brachte die Freunde der Schauspielerin, und ihres Geliebten so sehr auf, daß sie die Schauspieler durch Rufen, und Pfeifen so lange störten, bis diese abtreten, und das angefangene Stück abbrechen mußten. Unter den Unruhigen fanden sich drey Söhne aus den vornehmsten Familien. Diesen ließ der Auditeur de la Police Stillschweigen gebieten; und da dieser Befehl den Lärm nur noch größer machte, so forderte die Magistratsperson einen derselben, der Officier in Preußischen Diensten ist, und auf Urlaub zu Hause

war, vor sich: welches aber der Entbotene unter dem Vorwande abschlug, daß man ihm auf eine grobe Art habe begegnen lassen. Die Weigerung veranlaßte den neuen Befehl, die Loge zu räumen; und da auch dieses wieder nicht geschah, so beorderte der Auditeur vier Policeydiener, die den Ungehorsamen wegschaffen sollten. Allein nun kamen dem Widerspenstigen seine Freunde, und viele aus dem Parterre zu Hülfe, und schlugen die Huissiers unter lautem Gespötte zurück.

Die offenbare Empörung der drey Jünglinge gegen die Obrigkeit, die ihnen namentlich Stillschweigen aufgelegt hatte, zog die leicht vorherzusehende Folge nach sich, daß die Ungehorsamen ins Gefängniß wandern mußten. Weil man dieser Strafe ungeachtet ähnliche Auftritte befürchtete; so verstärkte man am nächsten Abend die Wache, und es fanden sich außer den vier Auditeurs der Lieutenant de la Police, und der Syndic militaire im Schauspielhause ein, um durch ihre Gegenwart den Zuschauern ein ehrerbietiges Stillschweigen einzuflößen. Die Freunde der Gefangenen verhielten sich auch wirklich ganz ruhig, um das Schicksal der letztern nicht zu verschlimmern. Das Parterre hingegen erhob in dem Augenblick, in welchem der Vorhang aufgezogen wurde, ein so heftiges und vermischtes Getöse, daß die Schauspieler nicht reden konnten. Man ließ zwar die Urheber des Lärms ergreifen; allein die Wache wurde zurückgetrieben, die Magistratsperson beschimpft, und die Fenster des Schauspielhauses eingeworfen.

Nach diesem heftigern Ausbruche von Unzufriedenheit schloß man das Comödienhaus sechs Tage lang, und während dieser Zeit verurtheilte man die drey Gefangenen dahin, daß zween derselben noch dreyßig, und der dritte noch vierzehn Tage im Verhaft bleiben sollten. Diese Strafe schien nicht bloß denen, welche sie traf, und deren Angehörigen, sondern dem größten Theil der Einwohner so unverhältnißmäßig hart, daß man zur Bezeugung seines Misvergnügens vermöge einer allgemeinen Verabredung aus dem Theater ganz wegblieb. Der Unwille der Bürgerschaft, auf deren Seite die Bestraften, und deren Familien und Freunde übergegangen waren, äußerte sich noch furchtbarer in dem Vorsatze die vier Syndics, die im Anfange des Jahrs in ihre Würden wieder eintreten sollten, zu verwerfen, ungeachtet man gegen diese Männer selbst nichts einzuwenden hatte. Die Syndics erhielten auch wirklich nur drey Achtel der Stimmen, und würden also ihrer Stellen entsetzt gewesen seyn, wenn nicht nach dem Edict von 1782 drey Viertel Stimmen erfordert worden wären, um obrigkeitliche Personen, die nach vier Jahren in schon verwaltete Aemter wieder zurückkehren, solcher Aemter unfähig zu machen.

Die Erbitterung der Bürger gegen die Obrigkeit war noch ganz frisch, als diese einen neuen Schritt wagte, wodurch das Misvergnügen nothwendig um viele Grade vermehrt werden mußte, und dessen Unvorsichtigkeit sich daher auf keine Art entschuldigen läßt. Die Commission, die über die Verwaltung

der öffentlichen Magazine gesetzt ist, aus welchen alle Becker ihr Getraide kaufen müssen, that dem Senat den Vorschlag, den Preis des Getraides und Brodtes zu erhöhen, weil man fürchtete, daß die heftige Kälte den Feldfrüchten möchte geschadet haben, und weil das Brodt der Genferischen Becker auch häufig von Auswärtigen gekauft würde. Der kleine und große Rath billigten beide diesen Vorschlag, und es wurde also am 26 Januar 1789 bekannt gemacht, daß man es nöthig gefunden habe, den Preis des Brodtes um einen halben Sou zu erhöhen. Gleich nach dieser Ankündigung lief alles, was sein Brodt gewöhnlich vom Becker kaufte, den Beckerläden zu, um das Brodt noch zu dem alten Preise zu erhalten. Die Menge der Käufer machte, daß schon gegen Abend kein Brodt mehr zu haben war. Aus diesem Brodtmangel entstanden zwischen 8 und 9 Uhr unbedeutende Aufläufe von kleinen Pöbelhaufen, die schreyend in den Straßen umherrannten, und einige Beckerläden plünderten. In der Nacht warde und blieb alles ruhig. Als aber am Dienstag Morgen um 9 Uhr der gewöhnliche Wagen mit Brodt in das Quartier St. Gervais kam, das von der übrigen Stadt durch die Rhone getrennt ist, so wurde dieser Wagen, der Bedeckung von Soldaten ungeachtet, die ihn begleiteten, von Männern, und Weibern angefallen. Der Officier, der die Soldaten anführte, suchte zwar diese vom Feuern zurückzuhalten; allein nichts destoweniger schossen einige, und durch diese Schüsse wurde ein unschuldiger junger Mann getödtet, und ein ande-

rer verwundet. So bald dieses geschehen war, griff man die Soldaten von allen Seiten so mit Steinwürfen an, daß sie sich zurückziehen mußten. In einem Augenblick wurden alle Buden in St. Gervais geschlossen, und alle Straßen, und Plätze mit Menschen angefüllt. Man verrammelte die beiden Rhone-Brücken mit Balken, Tonnen, Säcken, vorzüglich mit Mist; und in diese Verhacke oder Brustwehre stellte man zwo grosse Feuerspritzen, die man mit heißem Wasser füllen wollte. Man brach die Straßen auf, oder deckte die Häuser ab, um Steine und Ziegel zum Werfen zu erhalten; und diejenige, die verborgene Waffen besaßen, luden ihre Gewehre, um sich gegen den Angriff, den man erwartete, vertheidigen zu können. Während dieser Anstalten baten mehrere Mitglieder der Geistlichkeit, und viele Mitglieder des großen Raths, und der vornehmen Bürgerschaft den Senat, die unglückliche Verordnung wegen des erhöhten Brodtpreises zurückzunehmen. Allein der kleine Rath war unbeweglich, und ertheilte durch den Kriegsrath den Befehl, daß einige Compagnien die beiden Rhone-Brücken, es möchte kosten, was es wolle, angreifen sollten. Die Soldaten rückten zwischen 1 und 2 Uhr in zwo Colonnen auf die Rhone-Brücken, und gegen die von dem Volke aufgeworfenen Brustwehren los. Indem sie sich diesen näherten, wurde der Hauptmann Fatio erschossen, ein Sergeant verwundet, und die Soldaten selbst mit einem so heftigen Regen von Steinen, und heißem Wasser empfangen, daß sie umkehrten. Kurz vorher, ehe

dieses vorging, hatte sich ein Theil der Einwohner von St. Gervais des Thors Cornavin, das zu ihrem Quartier hinausführt, bemeistert. Der Lieutenant des Art, der an diesem Thore commandirte, wurde unglücklicher Weise auf dem Rückzuge an der Lende verwundet: welches die Soldaten, die er bey sich hatte, so sehr erbitterte, daß sie wieder schossen, und eine Madame Richter tödteten, die bey offenem Fenster ihr Kind stillte. Nach dem zurückgeschlagenen Angriff wurde das Volk in St. Gervais, und andern Quartieren, noch viel dreister, und bemächtigte sich in weniger als 2 Stunden der meisten Thore und Posten der Stadt. Da nun der Senat und Kriegsrath sahen, daß man mit Gewalt nichts ausrichten könne; so schickte man drey beliebte Magistratspersonen an das Volk ab, und ließ durch diese nicht nur die Brodtverordnung widerrufen, sondern auch eine völlige Vergessenheit alles Geschehenen, und die Loslassung der Gefangenen versprechen, die man am Morgen festgesetzt hatte. Diese Nachgiebigkeit des Magistrats besänftigte auf einmal das aufgebrachte Volk so sehr, daß es alle gewonnene Thore, und Posten wieder an die Garnison auslieferte. Gegen Abend war es in der ganzen Stadt so ruhig, als wenn am Tage gar nichts ungewöhnliches vorgefallen wäre.

Ungeachtet durch den hergestellten Frieden alle Dinge wieder in ihre vorige Lage zurückgekehrt zu seyn schienen; so war doch von diesem Tage an die Sache der Oligarchie unwiederbringlich verlohren. Das

Phantom der militärischen Gewalt, auf welches man von der einen Seite ein so festes Zutrauen gesetzt, und das man von der andern nicht weniger gefürchtet hatte, war nun verschwunden. Die Bürger hatten es zu ihrer größten Verwunderung erfahren, daß die Garnison nicht so unüberwindlich sey, als sie bisher geschienen hatte; und die Obrigkeit konnte es sich selbst nicht verhehlen, daß es dem Volke keine große Mühe gekostet hätte, die Garnison zu überwältigen. Diese geheime Ueberzeugung erweckte in der Obrigkeit eine übertriebene Furcht, und die übertriebene Furcht verleitete zu unzeitigen Maaßregeln, wodurch das, was man verbergen wollte, vielmehr geoffenbart, als die Bürgerschaft in Schrecken gesetzt wurde. Der Kriegsrath ließ nämlich die Straßen, oder Eingänge in die obere Stadt, wo die meisten Reichen wohnen, und zugleich das Rathhaus, das Zeughaus, und andere öffentliche Gebäude sind, befestigen und mit Soldaten, und Kanonen besetzen. Alle Vorstellungen, die man gegen diese kriegerischen Anstalten machte, waren vergeblich, bis endlich der grosse Rath am 28. Jan. gegen Mittag befahl, daß man die Befestigungen und Besatzungen der obern Stadt aufheben solle. Die unüberlegten Vorkehrungen beleidigten die Negatifs, die nicht innerhalb der befestigten Gränzen der obern Stadt wohnten, und selbst viele vornehme junge Leute nicht weniger, als die gemeine Bürgerschaft. Am vorhergehenden Tage war es ein eben so neues Schauspiel gewesen, daß einige vornehme junge Leute die Bürgerschaft angeführt,

als daß unter den Empörern sich vorzüglich die so genanten Domiciliés ausgezeichnet hatten, von welchen man hätte glauben sollen, daß sie die treusten Anhänger der Obrigkeit seyn würden.

Die Fehltritte des 28. Jan. waren kaum einigermaaßen wieder gut gemacht, als der kleine Rath, und der Kriegsrath am 29. Jan. einen noch größern begingen, der endlich die nun reife Revolution vollends zu Stande brachte. Am Donnerstage sollte um zwey Uhr der junge Mann, und um drey Uhr die Mutter begraben werden, die am 27sten waren erschossen worden. Man konnte vorhersehen, daß diese Leichenbegängnisse eine große Begleitung haben würden; und man hätte es also auch der Obrigkeit nicht verdenken können, wenn sie auf eine nicht so sehr auffallende Art auf ihrer Hut gewesen wäre. Zu ihrem Unglück aber ließ sie sich von einem falschen Angeber überreden, daß man bey Gelegenheit des Leichenzuges die Garnison überfallen, und entwaffnen wolle. Alle verständige Bürger beeiferten sich, ihr diesen auf ein falsches Gerücht gegründeten Irrthum zu benehmen, und sie von gefährlichen Entschließungen zurückzuhalten. Allein ihr Sinn war einmal verstockt, und sie wurde also auch in ihrer Verblendung dahingegeben. Die Garnison erhielt den Befehl, daß sie in eben dem Augenblicke, in welchem der Leichenzug vorüberziehen werde, in Reihen und Gliedern mit Canonen und brennenden Lunten vorrücken, und sich durch die Bereitschaft zum Streit vor allem Ueberfall sichern solle. Diese feindlichen

Vorbereitungen machten den größten Theil der Begleiter des Leichenzugs glauben, daß man die Bürgerschaft angreifen wolle, und auch diejenigen, die in den drohenden Anstalten bloße Wirkungen von Furcht und Mißtrauen sahen, wurden dadurch als durch einen treulosen Bruch der verheißenen Amnestie beleidigt. In kurzer Zeit entstand in allen Quartieren der Stadt ein allgemeines Waffengeschrey. Alles, was Waffen hatte, machte sich zum Streite fertig. Man griff abermals die Thore, und Posten an, wobey einige Menschen erschossen und verwundet wurden; und in wenigen Stunden hatte die Bürgerschaft drey Viertel der Stadt in ihrer Gewalt. Der Sieg wurde auch diesmal den Bürgern sehr leicht, weil die Officiere sich wirklich schämten, die Trabanten einer verhaßten Obrigkeit zu seyn, und weil die Soldaten einen erklärten Widerwillen hatten, sich gegen die Bürger brauchen zu lassen. Ein großer Theil der Garnison desertirte, worin die Fliehenden von den Bürgern unterstützt wurden.

Die siegreichen Bürger übten keine Rache, keine Art von Gewaltthätigkeit, und Unordnung aus; vielmehr hielten sie die Thore und Posten eben so sorgfältig, als vormals die Soldaten besetzt, und schickten auf gleiche Art Patrouillen umher. Da die Obrigkeit, überzeugt von der Unzuverlässigkeit aller militairischen Gewalt, und von der Unmöglichkeit, unter den bisherigen Bedingungen herrschen zu können, sich der Bürgerschaft zu nähern anfieng; so kam diese dem Magistrat mit den aufrichtigsten Ge-

sinnungen von Mäßigung und Eintracht entgegen. Die besten und einsichtsvollsten von beiden Parteyen waren der langen Trennung, und des endlosen Kampfes müde, und sahen ein, daß ein dauerhafter Friede nicht anders, als in einer Verfassung bestehen könne, wodurch weder das Volk, noch die Obrigkeit sich unterdrückt glaube. Die Abgeordneten des einen, und der andern wurden bald über die vorläufigen Bedingungen des künftigen Friedens, und der künftigen Verfassung einig. Man brachte die Artikel des neuen Vergleichs, und des neuen Edicts am 9. Febr. vor den großen Rath, von welchem sie mit 138 Stimmen gegen 9 gebilligt wurden; und am folgenden Tage trug man sie dem Conseil général vor, welches sie mit 1321. Stimmen gegen 52, also fast einmüthig bestätigte. So bald das neue Grundgesetz von dem versammelten Volke angenommen war; so kündigte man diese frohe Begebenheit durch das Läuten aller Glocken, und durch das Lösen aller Canonen den Einwohnern der Stadt, und des benachbarten Landes an. Die Mitglieder des kleinen Raths wurden beym Herausgehen aus der Hauptkirche, wo die Volksversammlungen gehalten werden, mit lautem Jauchzen, und Händeklatschen empfangen. Ein Haufe von jungen Leuten, die einerley Uniform trugen, schloß die obrigkeitlichen Personen mit einem Blumenkranze ein, und begleitete sie bis auf das Rathhaus, wo sie von dem ganzen Volke die rührendsten Segenswünsche und Danksagungen empfingen. Bald darauf feierte man in allen Kirchen ein

allgemeines Freudenfest, um der Gottheit für die Wiederkehr des Friedens zu danken, und um die dauerhafte Erhaltung dieses köstlichen Kleinods zu bitten. Den übrigen Tag brachte man in gegenseitigen Glückwünschen, und Freudenbezeugungen zu. Am Abend wurde die ganze Stadt erleuchtet, und die vornehmsten Magistratspersonen, und Bürger beschlossen diese Versöhnungs-Feier durch ein prächtiges Friedensmal, welches man im Garten des Herrn Fasi veranstaltet hatte.

Die Hauptartikel des neuen Friedens, und Grundgesetzes waren folgende: Man hob zuerst das drey Viertel von Stimmen bey der Wahl der Syndics, und anderer Magistratspersonen auf, und führte statt dessen die alte Wahlordnung wieder ein. Man ertheilte dem Volk das Recht, den kleinen Rath zu ergänzen, und von drey Mitgliedern des großen Raths, die von diesem vorgeschlagen würden, eins zu erwählen: doch solle dies Wahlrecht erst nach zehn Jahren ausgeübt werden. Man verhieß allen Natifs der vierten Generation, die, oder deren Eltern keine Almosen empfangen hätten, oder dem Staate nichts schuldig geblieben seyen, umsonst das Bürgerrecht. Man erlaubte die sogenannten Zirkel wieder, untersagte aber alles Rathschlagen und Stimmen über öffentliche Angelegenheiten. Man gestattete den Adjuncten des großen Raths die Freyheit, bei der Ablegung der Rechnungen im großen Rath gegenwärtig zu seyn, befreyte sie von dem Eide des Stillschweigens, den sie sonst bey peinlichen Processen leisten

mußten, und verband sie hingegen in ihrem Eide, über die Erhaltung der gegenwärtigen Constitution zu wachen. Man bestätigte den Mitgliedern der Geistlichkeit das Recht, über Gegenstände, die zu ihrem Amte gehörten, bey dem kleinen Rath Vorstellungen zu machen, und sich selbst beym großen Rath eine Audienz auszubitten, wann dieser über geistliche Angelegenheiten rathschlage. Man erlaubte allen Bürgern, Natifs, Habitans, und Unterthanen der Republik Waffen zu haben: stellte ein Bürger-Regiment, und die jährlichen bürgerlichen Schützen-Uebungen wieder her, verminderte die Garnison bis auf sechs hundert Mann, und verordnete, daß die Soldaten bey den Bürgern einquartiert, die Casernen hingegen zu andern Absichten angewandt werden sollten. Man setzte endlich alle Verwiesene, alle Entwichene, und alle diejenigen, welche den Bürgereid von 1782. nicht geleistet hätten, in ihre bürgerlichen Rechte wieder ein, wenn sie anders schwören wollten, der neuen Verfassung treu und hold zu seyn: nur gab man den verwiesenen Häuptern der Repräsentanten bloß ihre bürgerlichen Rechte, aber nicht ihre ehemaligen Ehrenstellen wieder, die sie nachher durch die Bemühungen des Französischen Hofes erlangt haben.

Als man sich in Genf zuerst von der ängstlichen Ungewißheit, in welcher man vor der Friedensstiftung schwebte, und dann von der schwärmerischen Freude erholte, in welche man durch den glücklich geschlossenen Vergleich versetzt worden war; so fingen beide Parteyen an, die Eilfertigkeit zu bedauern,

womit sie das Aussöhnungswerk betrieben hatten, und jede Partey glaubte, daß sie von der andern überlistet, und übervortheilt worden sey. Die Negatifs machten sich Vorwürfe darüber, daß sie zuviel aufgeopfert, und die Repräsentanten, daß sie nicht genug verlangt hätten. Die letztern beklagten es insbesondere, daß man nur allein die Auflage auf Kalb- und Hammelfleisch vermindert, und hingegen alle übrige Abgaben auf ewige Zeiten verwilligt, und dadurch den Senat vom Volke unabhängig gemacht: daß man nicht die Einschränkungen der Preßfreyheit aufgehoben, die höchste Gerichtsbarkeit vom kleinen Rath auf den Rath der Sechsziger übertragen, und statt der Ergänzung des kleinen Raths die des großen sich ausbedungen habe; denn da der grosse Rath Mittler und Richter zwischen dem Volke und dem Senate seyn solle, so sey nichts billiger, als daß in diese die Nation vorstellende Versammlung sich keine Mitglieder einschleichen könnten, zu welchen sie kein Zutrauen habe, und die sie nicht für ihre Repräsentanten erkennen könne. Viele Volksfreunde glauben, daß eine neue Revolution nicht weit entfernt sey, in welcher die Mängel der letzten Verfassung nicht durch Gewalt, oder ungestüme Forderungen einer Partey, sondern durch beiderseitige Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit der noch fehlenden guten Einrichtungen werden gehoben werden, und daß man alsdann die Regierungsform von Genf mit Recht als das höchste Muster einer vollkommnen Demokratie werde empfehlen können. Wenn die benach-

barten Mächte bey dem Entschluß beharren, den Frankreich schon erklärt hat, sich nie wieder in die Angelegenheiten von Genf zu mischen, und die Republik ganz allein sich selbst zu überlassen; so kann man mit Grunde hoffen, daß alle wahre Gebrechen, die sich jetzo noch in der Verfassung von Genf finden, mit der wachsenden Aufklärung, und öffentlichen Glückseligkeit allmählich werden gehoben werden.

Neunter Brief.

Neufchatel am 8ten Sept. 1788.

Werthester Freund.

Die Reise von Genf nach Neufchatel hat uns so sehr ermüdet, daß wir, die wir jetzo nichts so sehr, als unsere Zeit sparen, uns dennoch entschlossen haben, heute hier auszuruhen. Unsere Ermüdung rührt gar nicht von ungewöhnlich starken Tagereisen her, (denn wir haben in drey Tagen nur vier und zwanzig Stunden zurückgelegt,) auch nicht von Fasten und andern Creuzigungen, die man uns wider unsern Willen hätte dulden lassen, und selbst nicht von gefährlichen oder äußerst schlechten Wegen, wiewohl die Straßen zwischen Rolle und Neufchatel sehr rauh und uneben sind; sondern am meisten von der Lang-

samkeit, und der daher nothwendig entstehenden Langweiligkeit der Reise, indem wir zu den vier und zwanzig Stunden zwischen Genf und Neufchatel fast drey volle Tage gebraucht haben. Weil kein Kutscher in Genf den Weg nach Neufchatel für weniger, als drey Tagereisen hin, und eben so viele zurück, rechnen und sich bezahlen lassen wollte; so dachten wir, daß bey einer so langsamen Fahrt wol drey Pferde hinreichen würden, uns in eben so vielen Tagen nach Neufchatel zu bringen. Allein für drey Pferde war unser Wagen, und Gepäcke zu schwer, und wir mußten es uns also gefallen lassen, daß der Kutscher fast immer nur einen schleichenden Schritt fuhr.

In Rolle fanden wir à la tete noire eine sehr gute und billige Bewirthung. Gleich nachdem wir angekommen waren, ging ich dem entgegengesetzten Ende der Stadt zu, um das Schloß, das nahe am See liegt, und die daran stoßende Promenade zu besehen. Der Besitzer des Schlosses, Herr Baron von Kilchberger aus Bern, war eben so wenig gegenwärtig, als sein Sohn, den auch Sie in Göttingen gekannt haben. Als ich in dem Garten des Schlosses, und in den äußersten Gängen der schönen öffentlichen Promenade umherwandelte, verbreitete sich die milde zu süßen Träumereyen einladende Dämmerung, die aus den letzten Ueberbleibseln eines hellen Herbsttages, aus den schwachen Strahlen des neugebohrnen kaum sichtbaren Mondes, und aus dem Schimmer eines unbewölkten gestirnten Himmels entsteht. Gegen das Ende der Promenade hörte ich nichts,

als das Gelispel der Blätter, die eine gelinde Abendluft sanft bewegte, und das melodische Schlagen der Wellen, welche der See in langsamen und regelmäßigen Würfen an das nahe Ufer, und in die am Ufer stehenden Gebüsche wälzte. Diesem Geflüster der Bäume, und diesem Schlagen des Sees horchte ich so lange zu, bis die Schatten so dunkel wurden, daß sie düstere Bilder von öder unsicherer Einsamkeit erweckten.

Als wir vorgestern um 6 Uhr von Rolle abreisten, verließen wir bald die große Straße nach Lausanne, und fuhren den Jura hinan. Wir kamen ganz nahe vor der Stadt Aubonne vorbey, sahen aber von der Promenade, die man vor der Stadt angelegt hat, kaum eine Spur der reichen Landschaft, die ich vor sechs Jahren auf dieser Höhe bewunderte. Der Himmel war so heiter, und die Luft so trocken, als sie an dem ausgesuchtesten Herbsttage nur seyn kann; allein die Atmosphäre war mit dem feinen Duft angefüllt, der gewöhnlich im Sommer und Herbste an den schönsten Morgen, wie ein Schleier über die ganze Natur verbreitet, und der vorzüglich auf Bergen, und bey Aussichten in die Tiefe sichtbar ist. Unsern Mittag hielten wir in La Sarra, einem schmutzigen Flecken, und in einem noch schmutzigeren Wirthshause, in welchem Diele, Treppen, Zimmer, und Möblen seit Menschendenken weder gewaschen, noch ausgeståubt schienen. Die Thäler und Höhen des Jura, durch welche und über welche man zwischen Rolle und Yverdon kommt, sind sehr stark be-

völkert; allein die Dörfer und Flecken, und deren Einwohner sehen viel armseliger, als in der teutschen Schweiz aus, wovon man uns die starken Abgaben, welche der Landmann an die Grundherren zu bezahlen hat, als die Hauptursache anführte. Auf dem letzten Bergrücken, von welchem man nach Orbe hinabfährt, entdeckten wir eine so lange Kette von Schneebergen, von der Abendsonne auf das prächtigste erleuchtet, als ich noch keine in der Schweiz gesehen hatte, und ich glaube fast, daß diese Bergkette mit dem Montblanc und dessen Nachbaren anfing, und sich mit dem Gotthart, oder den zunächst an den Gotthart stoßenden Bergen endigte.

Die Gegend um Orbe verdient mit Recht den Ruhm, daß sie eine der romantischsten in der Schweiz sey. Die brausende Orbe, die in einem tiefen Felsenbett nahe bey der Stadt mehrere von Aberli gezeichnete Wasserfälle macht, die Ruinen des Schlosses, die zu den prächtigsten in Helvetien gehören, das lachende mit Gärten und Rebhügeln überstreute Thal, das sich um die Stadt her ausbreitet, und die mächtigen Gebirge, womit dies Thal nach mehrern Seiten hin umschlossen ist, bilden Gruppen und Contraste, die des Studiums eines Landschafts-Mahlers vorzüglich werth sind. Die Stadt ist gut gebaut, und lebhafter, als die kleinern Landstädte in der Schweiz zu seyn pflegen. Einige Straßen sind so steil, daß keiner von uns es wagte, im Wagen zu bleiben.

Unser Verhängniß fügte es so, daß wir gerade an eben dem Tage von Yverdon wieder abreisten,

an welchem wir vor sechs Jahren in dieser Stadt angekommen waren. Es war nämlich gestern der große Buß- und Communion-Tag, der aber von der geringern Classe von Menschen nicht so bußfertig beschlossen, als angefangen wird. Als ich gestern Morgen die Promenade, und den Hafen von Yverdon besuchte, herrschte in den Alleen, und an den Gestaden des Neuenburger-Sees fast eben die feierliche Stille, die mich den vorletzten Abend am Genfer See so gefesselt, und erweicht hatte. Um desto lärmender war der Weg nahe vor Neufchatel, und die Straßen dieser Stadt selbst. Schon eine Stunde vor Neufchatel begegneten uns zu Fuße und auf kleinen Wägen betrunkene Arbeiter aus den umliegenden Fabriken, die in der Stadt gewesen waren; und die Straßen von Neufchatel ertönten von dem Gesange von Handwerkspurschen, die gleich den Fabrikarbeitern den Bußtag nicht, wie es sich gebührt, zu feiern glauben, wenn sie ihn nicht mit Rausch, und Gesang endigen.

Gestern überzeugte ich mich abermals, daß unter allen großen Straßen, welche die vornehmsten Städte der Schweiz mit einander verbinden, keine in Ansehung der schönen naheliegenden Landschaften mit dem Wege verglichen werden könne, der von Yverdon nach Neufchatel, vorzüglich aber bis Vaumarcus führt. In dem Zwischenraume, den diese beiden Oerter einschließen, steigt und fällt der Weg alle Augenblicke mit den Hügeln, über welche er wegläuft, und ändert mit jedem Augenblick seine Entfer-

nung vom See, und von Jura, zwischen welchen er durchgeht. Entzückend sind besonders die Ufer des Sees, und der herrliche Spiegel des Sees selbst. Der See behielt gestern den ganzen Tag eine so reine, und dunkle Himmelsbläue, wie man in unsern Gegenden nur selten am Himmel sieht. Die Wiesen am Ufer hatten ein so frisches Grün, daß man sich in den Frühling versetzt glaubte; und eben diese Frühlingsfarbe hatte das Laub der Fruchtbäume, womit die Wiesen umpflanzt waren, und die oft so nahe am See standen, daß man seine Gewässer unter den Gipfeln der Bäume durchschimmern sehen konnte.

Am Abend desselbigen Tages.

Neufchatel hat sich mit der umliegenden Gegend in den letzten Jahren mehr, als irgend eine andere Schweizerische Stadt verschönert; und besonders ist in keiner andern Stadt auf öffentliche Gebäude, und Wege, auf Promenaden, und Canäle, auf Erziehungs- und Lehranstalten, so viel, als in Neufchatel verwandt worden. Die Ursache dieses außerordentlichen öffentlichen Wohlstandes ist die mehr als königliche Wohlthätigkeit eines einzigen Bürgers von Neufchatel, Daniel Püry, dessen Name verdiente, unter allen Nationen der Erde gepriesen, und verehrt zu werden.

Der eben genannte unsterbliche Wohlthäter seiner Vaterstadt, wurde im Jahre 1709 in Neufchatel von armen Eltern gebohren, und auf öffentliche Kosten, wie einige sagen, in dem Waisenhause der Stadt

erzogen. Als der junge Püry die Jahre der Jugend erreichte, entschloß er sich, nach Lissabon zu gehen, weil er hoffte, daß er sich in dieser großen Handelsstadt eher, als anderswo, durch Fähigkeiten, Fleiß, und Treue emporheben könne. Die Vorsehung segnete die Bemühungen des arbeitsamen, und einsichtsvollen Bürgers von Neufchatel so sehr, daß er in seinem reifern, und höhern Alter einer der reichsten Banquiers, und Diamantenhändler in Lissabon wurde. Püry verheirathete sich niemals, wie es scheint, vorzüglich aus Patriotismus, weil er seine Liebe nicht gerne zwischen dem Vaterlande, und Weib und Kindern theilen wollte. Wenigstens hielt Püry während seines ganzen Lebens seinen Blick auf das auch in der Ferne geliebte Vaterland, und dessen Bedürfnisse gerichtet. Er gab großentheils die Gelder her, womit das neue Armenhaus in Neufchatel erbaut wurde, und das deßwegen die leicht mißzudeutende, und auch von mir nicht recht verstandene Inschrift: Civis pauperibus, erhielt. Lebend schoß Püry die großen Summen zur Erbauung einer neuen Chaußee nach Basel, und zur Errichtung eines neuen Rathhauses her, das jetzo fast vollendet ist, und eine Million Livres kosten wird. Lebend endlich begabte er die Casse, die zur Unterhaltung armer Predigerwitwen gestiftet wurde. Wegen dieser ausgezeichneten Verdienste ernannte Friedrich der Große den Kaufmann Püry zum Baron, welche Ehre wahrscheinlich während der langen Regierung des glorreichen Königs keinem Würdigern ertheilt worden ist. Pü-

ry setzte schon lange vor seinem Tode die Stadt Neufchatel zur Haupterbinn seines Vermögens ein. Als nach seinem Absterben, das im Jahre 1786 erfolgte, das Testament des großen Mannes eröffnet wurde, erfuhr man, daß Püry außer etwa 125000 Crusaden, die Bekannten, Freunden, Armen, treuen Bedienten, und entfernten Verwandten ausgesetzt waren, sein ganzes aus drey Millionen Livres bestehendes Vermögen an seine Vaterstadt, und zwar mit der Bedingung vermacht hatte, daß die eine Hälfte zur Verschönerung der Stadt, und ihres Gebiets, und die andere Hälfte zur Verbesserung von Kirchen, Schulen, und Armen-Anstalten verwendet würde. Zum Verwalter der reichen Stiftung, die er dem Vaterlande auf ewige Zeiten heiligte, setzte er den Rath von Neufchatel ein. Den Verordnungen des Testators zufolge führt die Obrigkeit nicht nur den Bau des Weges nach Basel, und des neuen Rathhauses fort; sondern sie wird auch alle übrige Wege um Neufchatel neu anlegen lassen, wozu man schon Anstalten gemacht sieht. Man arbeitet jetzo an einem neuen prächtigen Canal aus Quadersteinen, und fährt fort, an der Stadt den See einzudämmen, damit die beiden Promenaden, die bisher durch einen Busen des Sees getrennt waren, mit einander verbunden werden. Endlich heißt es, daß man einen neuen, und geräumigen Gasthof erbauen werde, den keine andere beträchtliche Stadt in der Schweiz so sehr, als Neufchatel, nöthig hat.

Damit aber auch die zweite Hauptabsicht des Pürÿschen Testaments erfüllt würde; so erhöhte man die bisher schlechten Besoldungen aller Schullehrer, und Prediger um 20, 30 bis 40 neue Louisd'or. Man vermehrte die Anzahl der Schullehrer, wie der Classen, und gab der ganz verfallenen lateinischen Schule eine durchaus veränderte Gestalt. Man unterstützt fähige Köpfe viel mehr, als vormals, und sucht auch die vorher schon blühende Handlung und Industrie von Neufchatel dadurch zu beleben, daß man sichern Kaufleuten und Fabricanten große Summen gegen geringe Procente vorstreckt. Zur Bezeugung seiner Dankbarkeit wird der Rath in dem Versammlungssaale des neuen Rathhauses ein marmornes Brustbild von Püry aufstellen, und an der Chaußee nach Basel eine Pyramide errichten lassen, die allen vorübergehenden die Wohlthaten des größten Patrioten, so wie die dankbaren Gesinnungen seiner Mitbürger verkündigen soll. Ich sah das einzige Gemählde, das Neufchattl von Püry besitzt, und das der Sage nach sehr getroffen ist. Dies Gemählde wird mit Recht als ein öffentliches Heiligthum betrachtet, und inskünftige sollte kein Freund der Tugend Neufchatel verlassen, ohne zu diesem Bilde gewallfahrtet, und vor demselben seine Andacht verrichtet zu haben.

Eine der segenreichsten Wirkungen der Freygebigkeit von Püry gegen sein Vaterland war die Erweiterung und Verbesserung aller Lehranstalten, und besonders des Collège, oder der lateinischen Schule.

Dem Collège in Neufchatel erging es, wie den meisten alten Schulen, die keine wichtige Veränderungen erhalten, und eben deßwegen aufgehört haben, den Bedürfnissen unserer Zeiten entsprechend zu seyn. Es wurde mit jedem Jahre weniger besucht, weil Eltern und Kinder einsahen, daß man acht Jahre besser, als zur Erlernung einer todten Sprache anwenden könne, die in der Folge vielen nicht den geringsten Nutzen schaffte. Die lateinische Schule in Neufchatel verfiel zuletzt so sehr, daß sie nicht den sechsten Theil der Jugend der Stadt in sich faßte, und daß man sie vielleicht gerne ganz aufgehoben hätte, wenn man nicht durch den Gedanken, daß eine Stadt ohne lateinische Schule etwas schimpfliches sey, wäre zurückgehalten worden.

Nachdem nun aber das Vermächtniß des Baron Püry das Haupthinderniß wegräumte, wodurch in den meisten Gegenden die Verbesserung der Lehranstalten erschwert wird; so gab der verdienstvolle Herr Petit-Pierre, ehemaliger Prediger in La Chaux de Fond, der wegen gewisser Zweyfel gegen die Ewigkeit der Höllenstrafen seine Pfarre hatte verlassen müssen, im letzten Jahre einen Essai sur les Etudes à faire dans le Collège de Neuchatel heraus, um soviel, als möglich, zur Vervollkommnung der öffentlichen Erziehungsanstalten beyzutragen. Der Hauptinhalt dieses Versuchs ist folgender. Damit die Schule von Neufchatel für alle junge Bürger gemeinnützig werde; so ist es, sagt Herr Petit-Pierre, unumgänglich nothwendig, sie in

zwo verschiedene Anstalten zu theilen, in eine französische und lateinische Schule. In der französischen Schule, die man wieder in zwo Classen zerlegen kann, muß das Studium der Muttersprache, und der französischen Grammatik das Hauptwerk seyn, und mit diesem Studio der Muttersprache, und ihrer Grammatik läßt sich bequem der Unterricht in der Religion, in den Anfangsgründen der Geographie, der Geschichte, der Mythologie, und Mathematik verbinden. Wenn Knaben einige Jahre in der französischen Schule zugebracht haben, und sich dann den Wissenschaften widmen wollen; so können sie, ausgerüstet mit einer genauen und richtigen Kenntniß der Grammatik ihrer Muttersprache die alten Sprachen viel leichter, als vorher lernen, da sie die ihnen ganz unbekannte Wissenschaft der Grammatik mit und an einer schweren und todten Sprache lernen mußten. Die Lateinische und Griechische Sprache, besonders die erstere sollte nicht anders, als eine jede andere lebende Sprache, das heißt, mehr durch Uebung, als durch Regeln erlernt werden. Herr Petit Pierre dringt also darauf, daß man viel mehr, als bisher, Lateinische Schriftsteller lesen, und daß die Lehrer mit allen Schülern, die nicht ganz Anfänger seyen, bloß Lateinisch in den Stunden reden müßten.

Die Obrigkeit in Neufchatel, oder vielmehr die von ihr niedergesetzte Schulcommission nahm in dem neuen Plan d' Education publique de Neuchatel, den ich vor mir habe, die Hauptgedanken des Herrn

Petit Pierre über die Einrichtung des Collège, und die darin zu beobachtende Lehrart an. Ueberdem aber vermehrte und verbesserte sie die niedrigen Schulen. Sie errichtete außer den beiden Trivial-Schulen, die bisher da waren, eine dritte, und zwar alle drey bloß für Knaben: dann noch eine Armenschule für die Kinder unbegüterter Bürger, denen außer dem Unterricht auch Bücher, Papier, Dinte und Feder umsonst gereicht werden sollen, und endlich zwo Mädchenschulen, in welchen Mädchen vom achten oder neunten bis in das funfzehnte, oder sechszehnte Jahr im Rechnen, Schreiben, und Lesen, in der Geographie, und Religion, im Singen und Zeichnen, und vorzüglich in weiblichen Arbeiten unterrichtet werden sollen. Für die Uebungen in weiblichen Arbeiten sind täglich die beiden Nachmittagsstunden von ein Uhr bis drei bestimmt. Alle diese neuen Einrichtungen nehmen diesen Herbst ihren Anfang *).

Auch in Neufchatel besteht der größte Theil der Handwerksleute, und wie jemand mir versicherte, neun Zehntel derselben aus Teutschen, deren Arbeiten man hier, wie in Genf, und in der übrigen Schweiz, den Arbeiten der Franzosen vorzieht. Die Eingebohrnen widmen sich mehr den sogenannten hautes Professions, oder den Arbeiten in den zahlreichen Fabriken und Manufacturen, die einträglicher sind, als

*) Ausführlichere Nachrichten über die Schrift des Herrn Petit Pierre, und den neuen Erziehungs-Plan in Neuchatel habe ich im 1sten Stück des fünften Bandes des historischen Magazins mitgetheilt.

die gemeinen Handwerke, oder wenigstens für einträglicher gehalten werden. Wenn es wahr ist, was ich hier gehört habe, daß die Sitten unter den geringern Classen viel verdorbener, als unter den höhern sind; so rührt dieses Verderben gewiß am meisten von den Baumwollen-Manufacturen her, die in der Gegend von Neufchatel in fast unglaublicher Menge angelegt worden sind. Fremde können das Bürgerrecht in Neufchatel für 700 Thaler unsers Geldes erhalten. Wohlhabende Ausländer, die sich hier niederlassen, zahlen diese Summe gerne, weil das Bürgerrecht mit einer Befreyung von allen Abgaben, und mit einer uneingeschränkten Freyheit von Handel und Wandel verbunden ist. Bürger können Handel und Wandel von andern in ihrem, oder unter ihrem Namen treiben lassen.

La Chaux de Fond, am 9ten Sept.

Wir fuhren heute früh in einem neuen leichten unbedeckten Wagen, weil kein anderer zu haben war, von Neufchatel ab. Jetzo ist nicht nur der Weg nach Locle und La Chaux de Fond ganz fertig, sondern diese beide Oerter sind auch mit denen im Val de Travers durch bequeme, oder erträgliche Wege so verbunden worden, daß man die Reise durch die hohen Bergthäler des Fürstenthums Neufchatel ohne Mühe in drei Tagen machen kann. Alle Oerter, durch welche wir kamen, schienen mir größer, lebhafter, und besser angebaut, als vor sechs Jahren: so wie auch das Wirthshause auf La Tourne, wo wir wieder

frühstückten, viel besser als im Jahr 1782. eingerichtet ist. Vor allen andern Dörfern und Flecken aber hat Locle gewonnen. In diesem Flecken ist gewiß die Hälfte der Häuser in den letzten Jahren neu gebaut worden, oder es wird auch jetzo noch daran gebaut. Mehrere der neuen Häuser haben das Ansehen von Pallästen, und diese gehören fast alle den Courvoisiers, die für die reichsten Kaufleute in diesen Thälern gehalten werden. Zugleich mit uns kam ein Kaufmann aus Paris an, der Uhren einkaufen wollte. Dies geschieht jetzt seltener, als vormals, weil die hiesigen Kaufleute ihre Bedienten durch ganz Europa umherschicken, und ihre Waaren ausbieten lassen. Man behauptet, daß die Bevölkerung von Locle und der Nachbarschaft in den letzten fünf Jahren von 5000. auf 7000. gestiegen sey. Der Weg von Locle nach La Chaux de Fond ist jetzo fast eine ununterbrochene doppelte Reihe von netten Häusern, deren jedes ein Gärtchen hat, das mit Mauern von Steinen umgeben ist. Hin und wieder sieht man noch Hütten der alten Zeit mit verfallenen Schindeldächern, und kleinen und niedrigen Fenstern, die nur um einige Fuß über die Erde erhaben sind.

Kaum aber haben sich Locle, und La Chaux de Fond selbst so sehr verschönert, als die umliegenden Gegenden. Die Thäler und Hügel in der Nachbarschaft dieser Oerter hatten ein so frisches Grün, als die Alpen im Appenzellerlande gegen das Ende des Julius, und der Graswuchs schien in den Gründen, wie an den Bergen so reich, als in den fettesten

künstlichen Wiesen zu seyn. Die Ursache dieser hohen Cultur liegt darin, daß man sich im Neuenburgischen, wie im Basler Gebiet, auf das Mästen von Ochsen zu legen angefangen hat. Die Oekonomen in der übrigen Schweiz sind gegen diese Art von Benutzung von Wiesen und Alpen sehr eingenommen, weil dadurch, wie sie glauben, die Erzielung von Butter und Käse, und die Nachzucht des jungen Viehs gemindert, und die Bevölkerung und Betriebsamkeit aufgehalten werde, indem sechs Knaben das Vieh von eben so vielen Bergen besorgen könnten, die vormals nicht weniger Familien von Kuhhirten ernährt hätten. Diese Gründe kommen mir nicht genugthuend vor; denn unstreitig ist diejenige Benutzung des Bodens die beste, welche die meisten Vortheile bringt, und die wenigsten Kosten verursacht. Die Hände, die bey der Anlegung der sogenannten Mastweiden erspart werden, kann man zu andern nützlichen Arbeiten brauchen. Wenn die grünen und fetten Hügel in der Nähe und Ferne mit neuen Häusern besetzt, und mit kleinen Gruppen von Bäumen bepflanzt sind; so entstehen ländliche Aussichten, die kein Mahler lieblicher erfinden könnte. An einigen Stellen standen Gersten- und Haberfelder noch unabgemäht.

Unsere Absicht war, heute von Locle an den Wasserfall des Doux zu fahren, auf welchen mich kein anderer Reisender so sehr, als Herr Cammer-Secretär Meier in Hannover, und dessen würdige Gemahlin aufmerksam gemacht hatten. Allein der

Wirth in Locle hielt uns mit dem Mittagessen so lange auf, und stellte uns den Weg an den Wasserfall so lang und so mühselig vor, daß wir diese Fahrt, wiewohl höchst ungerne aufgaben. Wir brachen daher gleich nach der Mahlzeit nach La Chaux de Fond auf.

Neufchatel, am 10ten Sept.

Heute Morgen besahen wir in La Chaux de Fond mehrere Magazins d'horlogerie, wo wir aber nichts Merkwürdiges fanden, weil man die besten Sachen auf die Frankfurter Messe geschickt hatte. Wir gingen nachher in die Werkstäte von mehrern Künstlern, oder künstlichen Arbeiten, unter welchen Herr Perret uns am meisten interessirte. Dieser geistvolle Mann hat das Geheimniß erfunden, auf convexen Uhrgehäusen alle Arten von erhabenen Figuren eben so rein und schön zu drehen, als sie von der Hand des besten Künstlers ausgearbeitet werden können. Das Muster, und das zu bearbeitende Werk sind beide an einer Axe befestigt, und die erstaunlich zusammengesetzte Drehmaschine ist so eingerichtet, daß alle Bewegungen des Musters der Copey durch zween Wege mitgetheilt werden, ohne daß das eine oder die andere durch gegenseitige Ungleichheiten verdorben würde. Herr Perret hat lange in Pforzheim gearbeitet. Die beiden berühmten Droz sind von La Chaux de Fond weggezogen. Der Sohn hat sich in Genf niedergelassen, welches ich erst nach meiner Abreise aus dieser Stadt erfuhr.

Gleich nach Mittag fuhren wir von La Chaux de Fond weg. Man muß vier Anhöhen nach einander erklimmen, bevor man von La Chaux de Fond aus in den Eingang des wegen seiner Schönheit selbst in der Schweiz gepriesenen Val de Ruz kommt. Auf den höchsten dieser Anhöhen blickt man an der einen Seite in die Franche Comtè hinein, und auf der andern sieht man das Val de Ruz, den Neuenburger See, und die ganze Kette der beschneyten Alpen vor sich ausgebreitet. Die Schneeberge wurden unsern Augen durch weißliche Wolken entzogen, in welche sie eingehüllt waren. Im Val de Ruz aber entdeckten wir fast mit dem ersten Blick sechszehn größere, und kleinere Oerter, deren kundige Personen 23. sollen aufzählen können. Ein friedliches Thal, das so stark bevölkert, und so gut angebaut ist, als das Val de Ruz, macht immer einen angenehmen Eindruck, wenn es auch nicht in dem Feierkleide des Frühlings erscheint; allein das Val de Ruz rührte mich doch nicht so stark, als ich erwartet hatte, weil der Herbst schon den Feldern ihre Zierden genommen, und Wälder, Alpen, und Wiesen mit der Farbe der Verwesung angehaucht hatte. Desto mahlerischer waren die Gestade des Neuenburger Sees, die von der Sonne beschienen wurden, und deren Abglanz man sehr deutlich in dem Spiegel des Sees wahrnehmen konnte. Wenige Oerter in der Schweiz haben eine so wilde und beängstigende Lage, als der Flecken Vallengin, der in eine gräßlich dunkle Tiefe hinabgesenkt, und ganz nahe mit hohen

Bergen, und dicken Wäldern umgeben ist. Durch den Flecken rauscht der unbezähmbare Seyon, der in Neufchatel schon oft die fürchterlichsten Verheerungen angerichtet hat. Die Wege zwischen La Chaux de Fond und Vallengin, und selbst bis an die neue Chaußee, die nach Basel hin angelegt wird, sind äußerst rauh und beschwerlich, und können nicht anders seyn, weil sie meistens an steile Berge hinan, oder hinablaufen, und die Erde, womit die Steine anfangs bedeckt sind, durch Regengüsse weggespült wird. An den letzten Abhängen gegen Neufchatel finden sich noch große unbebaute Strecken, die mit niedrigem Gebüsche überwachsen sind. Als wir uns der Stadt näherten, war der ruhige See nicht weniger schön von dem Schimmer des jungfräulichen Mondes, als vor einigen Tagen von dem Glanze der prächtigen Sonne erleuchtet.

Biel, am 11ten Sept.

Heute freuten meine Frau und ich uns den ganzen Tag darauf, unser liebes Niedau wieder zu sehen. — Die neue Straße, welche der Canton Bern von der Gränze seines Gebiets bis an die große von der Hauptstadt kommende Chaußee hat bauen lassen, ist allerdings bequemer, als der alte Weg, aber lange nicht so unterhaltend, weil er immer in beträchtlicher Entfernung vom Bieler-See bleibt. Da wir in Niedau einfuhren, war es uns fast, als wenn wir in unsern Geburtsort zurückkehrten. Wir stiegen vor dem Pfarrhause aus, das jetzt von einem jungen

unverheiratheten Prediger bewohnt wird, und eilten in den Garten, wo wir so viele glückliche Stunden verlebt hatten. Das Gärtchen trauerte nicht weniger, als wir, über den Verlust seines vorigen Pflegers, des Herrn Pfarrers Feer, der nach Bruck versetzt ist, und den ich vielleicht noch in Basel sehen werde. — Unter allen Gasthöfen in der Schweiz kommt jetzo keiner in Ansehung der Sauberkeit der Zimmer, und der Neuheit und Nettigkeit der Möblen, der Crone in Biel gleich, die dem Herrn Rathsherrn Wisard, einem sehr thätigen, und dienstfertigen Mann gehört.

In Biel selbst und in der Nachbarschaft dieser Stadt ist noch alles von den Abenteuern und Curen des Grafen Cagliostro voll. Dieser berüchtigte Mann ging auf Anrathen seines Freundes, des Mahlers Lauterburg, bei welchem er in London wohnte, und der ihm auch nachher die Gräfinn zuführte, in die Schweiz, wo Herr Sarasin von Basel für ihn ein schönes und geräumiges Haus miethete, das vor Biel nahe an der Promenade nach dem See zu liegt. Die Obrigkeit und Bürgerschaft in Biel freute sich über die Ankunft des geheimnißvollen Fremdlings so sehr, daß zwo der angesehensten Magistratspersonen dem Grafen einige Stunden weit entgegen reisten, und ihn mit einem prächtigen Gastmahl bewillkommten. Cagliostro nährte die hohen Erwartungen, die man von ihm hatte, durch die Versicherungen, daß bald viele vornehme Englische Familien nach Biel kommen, und sich in dieser Stadt

niederlassen würden. Man fing an, die vermiethbaren Quartiere in der Stadt aufzuschreiben, und Anstalten zu machen, daß die Ankömmlinge sich nach ihrem Belieben mehr, oder weniger kostbar speisen lassen konnten. Die verheißenen Engländer kamen zwar nicht; übrigens strömten in den ersten Monaten so viele Fremde und Kranke nach Biel zusammen, daß die Gasthäuser in der Stadt sie nicht fassen konnten. Der Graf lebte in Biel nicht so prächtig, als in Strasburg und Paris, aber doch anständig; auch nahm er für seine Mühe und die Arzeneyen, die er selbst gab, weder von Reichen, noch von Armen die geringste Belohnung. Die Arzeneyen hingegen, die er verschrieb, mußte man bei einem gewissen Apotheker machen lassen, und dieser Apotheker soll, wie ich von einer sichern Person gehört habe, verpflichtet gewesen seyn, die Vortheile mit dem Grafen zu theilen. Wegen seiner Heftigkeit überwarf sich Cagliostro bald mit dem Apotheker, und nicht lange nachher mit einem jungen unwissenden Menschen, der die Arzeneyen für die Kranken in des Grafen Hause zubereiten sollte; und diese Leute machten hierauf die medicinischen Geheimnisse des Grafen, und die mit ihm genommenen geheimen Verabredungen kund. Zu diesen Verdrießlichkeiten kam ein heftiger Zwist, der zwischen ihm, und seinem Freunde und Gaste, dem Chevalier Lauterburg ausbrach. Ich habe eine actenmäßige Geschichte dieses lächerlichen Zwistes in Händen; allein ich halte es nicht der Mühe werth, Ihnen einen Auszug daraus mit

zutheilen. Genug, beide Parteyen gingen viel weiter, als sie um ihrer eigenen Ehre willen hätten gehen sollen; doch Cagliostro nicht so weit, als sein Gegner. Der Chevalier Lauterburg ließ den Grafen durch zween der angesehensten jungen Bürger von Biel auf einen Zweykampf mit Pistolen herausfordern, den aber der herausgeforderte ablehnte; und von diesem Augenblick an theilte sich die Stadt in zwo Parteyen, die bis zum Bürgerkriege gegen einander erhitzt wurden. Die Obrigkeit nahm den Grafen in Schutz, und der Chevalier Lauterburg reiste nach dem Ernste, den die Richter in Biel zeigten, aus dieser Stadt ab, nachdem er wegen der Quitungen, die der Graf für berichtigte Auslagen verlangte, Bürgschaft geleistet hatte. Cagliostro machte in Biel eine Entdeckung, die ihn mehr aufbrachte, und betrübte, als alle Beleidigungen, die er von seinen Feinden hatte dulden müssen. Er fand in einem Briefe an seine Gemahlin, der sich zu ihm verirrte, daß die Gräfin den Antrag seiner Verfolger in Frankreich: sie standesmäßig zu versorgen, wenn sie ihren Gemahl verlassen wolle: angehört hatte, und eine Zeitlang unschlüssig gewesen war, ob sie diese Anerbietung annehmen wolle, oder nicht? Cagliostro ließ in der ersten Hitze seine Gemahlin vor einem Notarius und Zeugen über ihr Vorhaben vernehmen, und legte eins der Protocolle, das bey diesem Verhör gehalten wurde, in der Bieler Canzley nieder. Selbst Sachverständige bekennen, daß der Graf bey allen den Charlataneriеn,

deren er sich bedient habe, einige Arzeneyen besitze, die außerordentliche Wirkungen hervorbringen. Besonders rühmt man einen Balsam, der in wenigen Augenblicken unfehlbar die heftigsten Krämpfe stillen soll.

Am 12ten Sept.

Einen seligeren Tag als der heutige war, haben wir auf der ganzen Reise nicht verlebt. Wir brachten ihn ohne Zeugen und Zwang in den Armen der Freundschaft, und der schönen Peters-Insel zu. Ein frischer Ostwind führte uns diesen Morgen in wenigen Stunden an die Ufer des paradiesischen Eylandes, und wir kamen früh genug an, um es nach allen Richtungen durchirren zu können. Heute habe ich die eigenthümlichen Vorzüge der Peters-Insel noch viel lebhafter, als vormals empfunden. Man kann fast keine Art von zahmen und wilden Bäumen und Gesträuchen, keine Gattung von ländlichen Scenen, und von schönen oder großen Aussichten erdenken, die nicht auf dieser Insel versammelt wäre, oder gefunden werden könnte. Indem ich unter den belaubten Gränzen des hohen Ufers in einsiedlerischem stillen Entzücken hinwandelte, und dann mit wehmüthiger Rührung bedachte, daß ich in kurzer Zeit diese lachenden Gestade nicht mehr sehen, daß ich das Säuseln dieser Lusthaine, und das mit diesem Säuseln sich vermischende Plätschern des schönen Sees in wenigen Stunden nicht mehr hören würde; so entwickelte sich zur Besänftigung meiner Sehnsucht ein Vorsatz, dessen

Keim schon lange im Grunde meiner Seele verborgen gelegen hatte: der Vorsatz, noch einmal in meinem Leben in die Schweiz zurückzukehren, und dann meine Zeit zwischen den lieblichen Ufern des Zürcher- und Genfer-Sees, und zwischen der Peters-Insel so zu theilen, daß ich ohne gelehrte Untersuchungen und Arbeiten ganz allein mir leben, und gleichsam mit mir selbst eine große, oder Haupt-Abrechnung halten könne, dergleichen man von Zeit zu Zeit halten sollte, und in dem gewöhnlichen Laufe des Lebens und der Geschäffte zu halten gehindert wird. Nachdem dieser Vorsatz gefaßt war, genoß ich das Gegenwärtige ruhiger und reiner, als vorher; und da ich die Insel verließ, zweifelte ich nicht mehr daran, daß ich sie nicht bald wieder sehen, und genauer kennen lernen würde. In dem Zimmer, das Rousseau bewohnte, ist jetzo keine Spur von dem Geräthe mehr, das der philosophische Anachoret gebraucht hatte. Die Wände waren aber noch viel mehr, als vor sechs Jahren beschrieben, und wir ließen auch diesmal unsere Namen zum Andenken unsers zweyten Hierseyns für die Freunde zurück, die nach uns kommen werden. Unsere Rückfahrt war wegen des widrigen Windes langsam und beschwerlich. Wir stiegen bey Niedau aus, um von unsern Niedauschen Freunden Abschied zu nehmen, und ihnen abermals für die vielen Gefälligkeiten zu danken, die sie uns vormals erwiesen hatten.

Basel, am 14ten Sept.

Unter den beiden Wegen, die von Biel nach Basel führen, wählten wir den durch das Münsterthal, so sehr sich auch anfangs der Kutscher dagegen sträubte. Unsern lieben Reisegefährten mußte dieser Weg ohne Vergleichung interessanter seyn, als der über Solothurn; und auch meine Frau und ich sahen die Wunder der Natur im Münsterthal lieber noch einmal wieder, als die Gegenden zwischen Solothurn und Basel zum erstenmale.

Das Wetter war gestern bis gegen den Untergang der Sonne ungewöhnlich schön, und wir konnten also aussteigen, gehen, und uns aufhalten, wie wir wollten. Wir aßen zu Mittage in einem neuen Gasthofe in Mallerai, wo die Tafel für uns, und andere Fremde, die kurz vorher angekommen waren, in einer Stunde bereitet, und sehr gut besetzt wurde. Das Hammelfleisch in diesen Gegenden ist mit Recht als das zarteste und schmackhafteste im ganzen Bisthum Basel berühmt. Zum Nachtlager brachte uns unser Kutscher nach Soihier, oder Saukert in ein gemeines Wirthshaus, wo wir mit Kutschern, Fuhrleuten, und allerley Fußgängern in einer Stube essen mußten, und nachher Betten und Schlafzimmer erhielten, wie ich sie kaum anderswo in der Schweiz angetroffen habe. In einigen Jahren wird man in Soihier wahrscheinlich so gut, als in den besten Gasthöfen auf dem Lande aufgenommen werden; denn der Wirth hatte ein großes und prächtiges Haus aufgeführt, das aber noch nicht ausgebaut war.

Nachdem wir heute in Arlesheim gegessen hatten; so war der Herr Baron und Domherr von Ligertz so gütig, uns in den von ihm, und der Baronesse von Andlau angelegten Englischen Garten zu begleiten. Die Wahl, und Anlage dieses Gartens macht dem Geschmack seiner edlen Urheber die größte Ehre. Die Natur hatte hier freylich mehr, als anderswo vorgearbeitet; allein ihre Schätze konnten auch schwerlich besser benutzt werden, als sie in Arlesheim benutzt worden sind. Der Garten enthält alles, was man in Englischen Gärten zu suchen, und zu wünschen pflegt: einen schönen See, mannigfaltige Quellen, Wasserfälle, und Bäche; Salons, Tempel, und einfache Wohnhäuser; Einsiedeleyen, beschattete Ruheplätze, abwechselnde Gänge und Brücken: ausgebreitete Aussichten, vorzüglich aber die merkwürdigsten Grotten, überhangende, oder durchbohrte, und gespaltene, oder eingeklemmte Felsen und Felsstücke. Die drey Anhöhen, welche der Garten in sich schließt, sind in einer vortrefflichen Gradation mit einander verbunden worden. Auf der ersten hat man das friedliche kleine Thal unter sich, in welchem einige ländliche Hütten, und ein größeres Versammlungshaus um den See hergebaut sind, und an Sonntagen das Landvolk aus den umliegenden Gegenden sich zu allerley Spielen versammelt. Auch wir trafen heute viele an, die sich durch die Gegenwart der vornehmen Gesellschaft im benachbarten Saal im geringsten nicht stören ließen. Auf dem zweyten höhern Hügel entdeckt man das berühmte Schlachtfeld von

Dornach, wo 1499 sechs tausend Schweizer ein dreymal größeres Heer von Oesterreichern schlugen; und auf dem dritten Gipfel übersieht man nicht nur die Landschaften, die man vorher einzeln betrachtet hatte, sondern man beherrscht auch die fruchtbaren Thäler bis an den Fuß der Vogesischen Gebirge hin. Unter den natürlichen Grotten ist die Grotte des Todes, und der Auferstehung, welche der Maler Lauterburg angegeben hat, die größte und sehenswürdigste. Man kommt durch ein hohes Felsengewölbe zuerst in den Tempel des Todes, wo die Inschrift einer Urne den Wanderer daran erinnert, daß jeder Tag ein Schritt zum Tode sey; und aus diesem in den Tempel der Auferstehung, wo eine aus dem Grabe erstandene Figur ihre wiederbelebten Hände gegen eine erhabenere Glorie ausstreckt. Es ist zu bedauern, daß diese wunderbare Felshöhle so kalt und feucht ist, daß man an warmen Tagen sich nicht lange genug darin aufhalten kann, um alles mit Ruhe und Aufmerksamkeit zu beobachten. Die Kalkfelsen, in welche diese, und andere Grotten von der Natur selbst, oder durch die Kunst hineingearbeitet sind, haben eine sehr verschiedene Härte, und Korn. Hin und wieder sind sie so mürbe, daß sie sich leicht abbröckeln lassen. Anderswo hingegen ist die Steinart so hart, daß sie am Stahl Feuer giebt. Im Garten von Arlesheim wohnt Herr Stunz, ein genievoller Landschaftsmaler, der mit dem nicht weniger großen Künstler Herrn Hartmann in Biel mehrere Schweizerische Gegenden gemeinschaftlich dargestellt hat.

Der Garten von Arlesheim wird jährlich erweitert, und kann noch vielmal größer werden, als er jetzo ist. Die Inschriften sind alle eben so passend und lehrreich, als die Plätze, wo man sie angebracht hat, glücklich gewählt, und verziert sind; nur werden die erstern manchem Reisenden zu sehr gehäuft, so wie vielleicht einige Partieen des Gartens zu nahe zusammengedrängt scheinen. Die Einwohner von Basel lustfahren häufig nach Arlesheim; und freuen sich, daß sie in der Nachbarschaft ihrer Stadt eine Merkwürdigkeit mehr haben, die sie Fremden zeigen können.

Am 15ten Sept.

Außer meinen Baseler Freunden habe ich das Glück gehabt, den Herrn Rath Schäfer und den verehrungswürdigen Herrn Professor Merian von Berlin hier anzutreffen. Herr von Mecheln, dessen prächtige Niederlage von Kunstsachen wir nicht weniger, als andere Reisende bewunderten, ist noch in Wien, wo wir ihn persönlich kennen lernten, und viele angenehme Stunden in seiner Gesellschaft zubrachten. Bey dem berühmten Künstler Haas sahe ich eine von dessen Sohn entworfene, und noch nicht ganz vollendete Carte von demjenigen Theile von Graubündten, der die Quellen des Rheins enthält. Der junge Haas ist der erste Sterbliche, der Muth genug hatte, einen Weg aufzusuchen, auf welchem man die Quellen des Vorder-, Mittel- und des Hinter-Rheins sehen könnte. Er war so glücklich, einen solchen Weg zu entdecken, und sobald er von

seiner Reise nach Rußland zurückkommt, wird er seine geographischen Entdeckungen, mit einer genauen Charte begleitet herausgeben.

In Basel, wie in den übrigen Schweizerischen Städten, wird die Zahl der bürgerlichen Familien mit jedem Jahre kleiner, und die Zahl der Einwohner hingegen mit jedem Jahre größer, vielleicht die letzten Jahre ausgenommen, wo Handel und Gewerbe durch verschiedene Ursachen gelitten haben. Das Französische und Kaiserliche Verbot der Einfuhr fremder Fabrikwaaren, und besonders baumwollener Waaren, hat auch den hiesigen Fabricanten geschadet. Die Bandfabriken erhielten durch die Seltenheit, und hohen Preise der Seide einen gefährlichen Stoß. Fabricanten, die nicht große Vorräthe von Seide aus bessern und wohlfeilern Zeiten liegen hatten, mußten aufhören zu arbeiten: und der daher entstehende Mangel von Verdienst zog ganze Schaaren von verarmten fabricirenden Landleuten in die Stadt, wo sie in der Mildthätigkeit der Obrigkeit, und der reichen Einwohner Hülfe suchten, und auch fanden. Die Reichsten und Größten unter den Bandfabricanten gewannen in den Zeiten der Seidetheurung eher, als daß sie verlohren hätten. Sie ließen zwar weniger Waaren verfertigen; allein diese wurden besser bezahlt, ungeachtet sie die Seide in wohlfeilen Zeiten eingekauft hatten. In diesem zeitigen Einkauf der Seide soll der Hauptvortheil von Bandfabriken bestehen; und da dieser große Fonds voraussetzt; so können solche Fabriken nur von sehr reichen Häusern mit beträchtli-

chem Gewinn unternommen werden. Manche Bauern sollen den Weberstuhl verlassen, und den Pflug wieder ergriffen haben. Man wünscht hier, wie es scheint, noch lebhafter, als anderswo, daß dieses allgemeiner geschehen wäre. Wenn die fabricirenden Bauern auch mehr verdienen, als die ackerbauenden Landleute, so bringen sie doch fast ohne Ausnahme alles wieder herdurch; und im ganzen Basler-Gebiet sind nur diejenigen Landleute wohlhabend, deren Hauptbeschäfftigung der Ackerbau ist. Man versichert, daß der Basler Bauer mit dem Elsassischen und Schwäbischen nicht gleiche Preise halten könnte, wenn er eben so viele Abgaben, als diese zu entrichten hätte. Der Boden sey im Basler-Gebiet so schwer, daß er nur mit vier Ochsen gepflügt werden könne; und bey dieser mühseligen und kostbaren Bearbeitung, die er verlange, bringe er doch nicht mehrfältige Früchte, als der in Schwaben und im Elsaß.

Strasburg, am 17ten Sept.

Wir machten gestern die dreyßig Stunden Weges, die zwischen Basel nach Strasburg gerechnet, oder wenigstens bezahlt werden, in vierzehn Stunden Zeit; allein wir langten doch erst eine halbe Stunde nach dem Thorschlusse vor Strasburg an, und mußten also die Nacht in einem Wirthshause vor der Stadt bleiben. Man kann diese Unannehmlichkeit vermeiden, wenn man vorher an einen Freund in Strasburg schreibt, und durch diesen bitten läßt, daß das Thor, durch

welches man in die Stadt will, bis zu einer gewissen Zeit offen bleibe.

Strasburg hat sich merklich verschönert. Es wird noch immer in allen Straßen gebaut, und die Preise und Miethen der Häuser steigen mit jedem Jahre.

Einige Strasburgische Patrioten brauchen diese Erscheinungen, als untrügliche Beweise, daß die Bevölkerung, der Handel, und Wohlstand der Stadt zunehmen.

Andere hingegen läugnen die Richtigkeit dieses Schlusses, und behaupten, daß zwar die Bevölkerung, die Miethen, und Preise der Häuser, aber nicht der Handel und Reichthum der Stadt vermehrt würden. Der Wachsthum der Bevölkerung entstehe allein daher, daß man immer mehr Katholiken, und Franzosen herzuziehen suche. Diese erhöhten zwar die Miethe, und die Preise der Lebensmittel; allein wenn sie eine Zeitlang Schulden gemacht hätten, so gingen sie durch, und hülfen den Verfall der Stadt befördern, den man am sichersten aus den immer häufigern Bankerotten abnehmen könne.

Wenn aber auch der steigende Wohlstand der Stadt zweyfelhaft wäre; so ist es der des Landmanns im Geringsten nicht. Der Taback- und Hanfbau wird immer erweitert, und vervollkommt; und diese beiden Producte machen zween der wichtigsten Artikel des Strasburgischen Handels aus. Es soll Bauern geben, die jährlich 30 Centner von selbst gewonnenem Hanf verkaufen, die 12 Pferde halten, nnd 6000 Fl. baar Geld besitzen.

Wenn man aus der gegenwärtigen Verfassung des Elsasses auf die übrigen Provinzen, und von der Denkungsart der Franzosen, die wir auf unserer Reise angetroffen haben, auf die Denkungsart des ganzen Volks schließen darf; so steht Frankreich eine Revolution bevor, worüber Europa erstaunen wird. Alle Franzosen, mit denen ich gesprochen habe, redeten mit einer Art von Wuth von den Greueln des Despotismus, die man bisher mit schamloser Frechheit an einem tapfern und geistreichen Volke ausgeübt habe. Alle betheuerten, daß die Provinzen, und vorzüglich der Landmann nicht allein nicht mehr Lasten, als man ihm aufgebürdet, sondern daß er unmöglich auch nur die bisherigen Lasten forttragen könne. Alle endlich redeten mit heißer Sehnsucht von Freyheit, von der Sicherheit des Eigenthums, und der Unverletzlichkeit der Rechte des Menschen und des Bürgers; und die tiefe Ehrerbietung gegen die königliche Würde, und der Stolz auf die Größe und Macht ihres Königs, den man sonst den Franzosen angebohren glaubte, ist ganz dahin. Es ist jetzo nicht etwa eine Partey, oder Hofcabale, die eine andere Partey, oder Hofcabale stürzen will. Nein! die ganze Nation ist in Harnisch gegen das Ungeheuer des Despotismus, und wird, wenn man ihre allgemeinen und gerechten Wünsche nicht befriedigt, ihre bisherigen Bedrücker zu einer schrecklichen Rechenschaft fordern. Dieser rege und mächtige Freyheitssinn ist zuerst durch die Werke der besten Französischen Schriftsteller erweckt, und dann durch den Ausgang des Americanischen Krie-

ges, und die aus dem befreyten America zurückkehrenden Truppen besonders in der Hauptstadt, und in der Armee angefacht, und verbreitet worden. Selbst diese Ursachen aber würden nicht so schnell gewirkt haben, wenn nicht die schnöde Verschwendung des Hofes, und seiner Günstlinge während der größten öffentlichen Armuth alle Stände und Provinzen zum höchsten Unwillen entflammt, und zum Nachdenken über die entsetzlichen Folgen des Mißbrauchs willkührlicher Gewalt aufgefordert, und gleichsam gezwungen hätte. Alle diejenigen, die weiter sehen, halten die Zusammenberufung der Reichsstände für unvermeidlich. Wenn der Hof auch nicht durch die ungeheure Last muthwillig gemachter Schulden, und durch die Unmöglichkeit, neue Hülfsquellen zu entdecken, dazu genöthigt würde; so würde er doch dem lauten Verlangen der Nation nach einer bessern Verfassung nicht länger widerstehen können. Man wagt, und wird desto mehr gegen den Hof wagen, da man weiß, daß in seiner ganzen Partey auch nicht ein einziger Kopf vom ersten Range ist.

Es wäre gar nicht zu verwundern, wenn die Nation über kurz oder lang bey ihrem Erwachen aus dem Schlummer der Knechtschaft alle Mäßigung, so wie jetzo schon alle Geduld verlöhre, und wenn sie alsdann in ihrem Grimm das lang gelittene Unrecht an Schuldigen und Unschuldigen rächte. Das Elsaß war eine von den privilegirten Provinzen, die noch viel gelinder, als die im Innern des Reichs behandelt wurde; und doch erlaubten sich die Königlichen

Bedienten selbst im Elsaß und Strasburg alle die Bedrückungen, von welchen wir in Teutschland uns einbilden, daß sie nur von Türken ausgeübt und ertragen werden könnten. Pour le service du Roi griff man Waldungen, und jede andere Art des Eigenthums geradezu, und ohne weitläuftige Entschuldigung an. Wenn ein Intendant einer seiner Creaturen etwas zuwenden wollte; so schickte er einen unwissenden Menschen, wohin es ihm einfiel, unter dem Vorwande der Besichtigung von Dämmen, Wegen, Brücken, Kirchen, oder andern öffentlichen Gebäuden. Die Einwohner der Stadt, oder des Fleckens, und des Dorfs, wohin ein solcher Abgeordneter kam, mußten diesem nicht nur hohe Diäten bezahlen, sondern mußten ihn auch noch überdem bestechen, damit er nicht bey seiner Rückkunft einen Damm, oder eine Brücke u. d. g. als verfallen, und einer großen Ausbesserung, oder gar gänzlichen Erneuerung bedürftig schildern möchte; denn in diesem Fall mußten die Gemeinen unter sehr kostbarer Aufsicht ausbessern, oder bauen, sie mochten wollen, oder nicht. Die Schulzen plackten die Bauern, weil sie mit den Amtleuten einverstanden waren, und die Amtleute die ihnen unterworfenen Districte, weil sie von den höhern Bedienten geschützt wurden. Auch in Strasburg wurde jede Gefälligkeit, die man dem königlichen Bedienten erwies, sogleich zur Pflicht gemacht, und immer mehr ausgedehnt. Die Bitten und Empfehlungen der ersten königlichen Bedienten durften nicht vernachlässigt werden, und man sah es beynahe für ein Verbrechen

der beleidigten Majestät an, wenn man bey den Kränkungen, oder Einschränkungen der wichtigsten Rechte bescheidene Klagen erhob. Diese Zeiten des Despotismus sind Gottlob! schon vorübergegangen. Die Ausschüsse der Stände der ganzen Provinz, und der verschiedenen Districte nehmen Bürger und Bauern gegen jede Gewaltthätigkeit in Schutz, und aus dem gedruckten Tagebuche der Verhandlungen der Provinzial-Stände sieht man, daß man alle bisherige Mißbräuche mit der größten Freymüthigkeit gerügt, und jede Art von Verbesserung mit dem wärmsten Patriotismus empfohlen habe. Man hat den Schulzen die Verwaltung des Gemeinguts abgenommen, und den angesehensten Einwohnern (Notables) eines jeden Orts übergeben. Die Notables wetteifern mit einander, welcher zuerst seinen Flecken, oder Dorf schuldenfrey machen werde; und manche Gemeinden sollen wirklich schon jetzo ohne Schulden seyn.

Am 18ten Sept.

Endlich ist es auch mir gelungen, einen magnetischen Saal mit seinem ganzen Apparat zu sehen. — Als wir gestern in den hiesigen magnetischen Saal eintraten, saßen etwa acht bis zehn Personen von allerley Stande um das sogenannte Baquet, und hielten ein jeder eine aus dem Baquet auslaufende eiserne Stange an den leidenden Theil, meistens an den Magen, oder Unterleib. Alle strichen diese Stangen unaufhörlich, ohne daß eine sichtbare Wirkung erfolgte: geringe Krämpfe ausgenommen, wovon ein Frauenzimmer

befallen wurde. Die am nächsten Zusammensitzenden waren mit einem Stricke umschlungen, das sie wahrscheinlich in eine magnetische Sympathie setzen sollte. An den Seiten und in den Ecken des Zimmers magnetisirten ohngefähr eben so viele, als um das Baquet versammelt waren, sich selbst, oder wurden von andern magnetisirt. Eine gemeine Weibsperson fiel, wie man sagte, in den magnetischen Schlaf, ohne daß ich in der Stellung des Cörpers und den Zügen des Gesichts ein anderes Zeichen des Schlafs, als geschlossene Augen hätte entdecken können. Der Magnetisirer, eine angesehene Magistratsperson, legte der Schlafenden Fragen vor, die sie unverzüglich beantwortete; allein der Magnetisirer, und die Magnetisirte redeten beide so leise, daß ich nur wenig verstehen konnte. Als ich näher hinzutrat, um das, was gefragt, und geantwortet wurde, besser zu verstehen, gab mir der Magnetisirer einen Wink, damit ich mich entfernen sollte, weil durch meine Annäherung der Einfluß der magnetischen Kraft gestört werden würde. Die Stellungen, welche die Magnetisirer gegen magnetisirte Frauen und Mädchen annehmen, und noch mehr die Berührungen, die mit dem vermeyntlichen Magnetisiren verbunden sind, müssen nothwendig einem jeden, der nicht daran gewöhnt ist, höchst unehrbar vorkommen. Uebrigens haben die Operationen so etwas langweiliges, und lächerliches, daß, wenn man vor zehn Jahren so viele Personen in solchen Attitüden sich selbst, oder andere, oder eiserne Stangen hätte streichen gesehen, man nothwendig hätte glauben müssen, daß sie eine unverständliche

Farce spielten, oder daß sie gar ihres gesunden Verstandes beraubt seyen.

Hätten die großen Propheten des Magnetismus nicht auffallendere Erscheinungen hervorgebracht, als wir in Strasburg sahen; so würden sie gewiß nicht so viele gläubige Anhänger und Anhängerinnen gefunden haben.

Wir reisen morgen, oder übermorgen von hier ab. Wenn es mir möglich ist, so lege ich diesem Briefe noch einige allgemeine Betrachtungen über den Zustand der Schweiz bey, die ich allmählig gemacht, und schon lange in meinem Kopfe herumgetragen habe.

Kein anderer Staat auf dem festen Lande Europens ist von den benachbarten Reichen durch so natürliche Gränzen abgesondert, als die Schweiz. Sie macht gleichsam eine Insel aus, die durch den Jura von Frankreich, durch die Kette der hohen Alpen von Italien, und durch den Rhein und den Boden-See von Teutschland abgeschnitten wird. Dieser natürlichen Gränzen ungeachtet ist die Schweiz gegen fremde Einfälle nicht so gesichert, als ein offenes und flaches Land, das durch eine Reihe von Festungen vertheidigt wird. Die Berge, welche Helvetien von Teutschland und Frankreich trennen, haben zu viele Oeffnungen, und sind an zu vielen Orten ersteiglich, als daß sie gehörig verwahrt, und besetzt werden könnten. Gebirge, Flüsse, und Seen schützten die Helvetier nicht gegen die Herrschaft der Römer, und die Römer nicht gegen die Einbrüche Teutscher Völker.

Die Schweizer konnten nur so lange auf die natürliche Festigkeit ihres Landes trotzen, als Kriege fast ganz allein mit einer schwer bewaffneten Reuterey geführt wurden.

Mit eben der Hand, womit die Natur Helvetiens Gränzen absteckte, zog sie durch das Innere des Landes nach allen Richtungen lange Strecken von Gebirgen her, die entweder ganz, oder doch den größten Theil des Jahrs unersteiglich sind, und oft die Gemeinschaft mit den nächsten Nachbaren unmöglich machen. Durch diese Scheidewände wurde der von den äußersten Gränzen eingeschlossene Raum in eine Menge von ungleichen Theilen zerschnitten, und diese Zerschnittenheit ist die vornehmste Ursache, daß kein anderes Land von gleicher Größe eine solche Mannigfaltigkeit von Völkerresten, von Sprachen und Mundarten, von Verfassungen und Sitten, von Lebensarten und Beschäfftigungen, von Aufklärung und Barbarey, von Wohlhabenheit und Armuth enthält, als Helvetien. In derselbigen natürlichen Beschaffenheit muß man den Grund suchen, warum die Bewohner keines andern Europäischen Landes von gleicher Größe einander so fremd, und der politischen Vereinigung ungeachtet gegen einander so eingenommen sind, als die verschiedenen Schweizerischen Völkerschaften.

Unter allen Ländern Europens ist die Schweiz so wie das höchste, also auch das abhängigste, weil sie von allen Seiten mit mächtigeren Nachbaren umgeben ist, nirgends eine unmittelbare Verbindung mit dem Meere hat, und also nach keiner Seite hin das,

was sie entbehren kann, ungehindert ausführen, und was sie braucht, ungehindert einführen kann: am meisten aber deßwegen, weil sie zwo der unentbehrlichsten Nothwendigkeiten des Lebens, Getraide und Salz von ihren Nachbaren kaufen muß. Ohne Französisches und Teutsches Salz könnte der größte Theil der Schweizerischen Käse nicht verfertigt werden; und ohne Elsassisches und besonders Schwäbisches Getraide müßte der größte Theil der Einwohner zu Grunde gehen, oder auswandern.

Als das höchste und gebirgigste Land in Europa enthält die Schweiz die meisten und größten Schönheiten der Natur, die meisten und fruchtbarsten Alpen, die trefflichsten Heerden, und Producte der Viehzucht, und die meisten Flüsse, und Seen. Die Berge ersetzen durch die herrlichen Kräuter, die sie tragen, ihre innere Armuth; denn die Schweizerischen Gebirge können, so weit man sie erforscht hat, in Ansehung ihres innern Gehalts gar nicht mit unsern Teutschen verglichen werden. Die meisten Flüsse sind wegen der häufigen und schrecklichen Verheerungen, die sie anrichten, mehr ein Fluch, als ein Segen des Landes, in welchem sie entstehen. Die Seen hingegen erleichtern außer den übrigen Vortheilen, die sie gewähren, die Gemeinschaft zwischen ihren Anwohnern.

Wegen der hohen Lage, und der unermeßlichen Lasten von Schnee und Eis, womit die Spitzen und Seiten vieler Berge, und selbst der Grund von vielen Thälern bedeckt ist, würde die Schweiz ein viel kälteres und rauheres Land seyn, als sie wirklich ist,

wenn nicht eben die Gebirge, auf welchen ein ewiger Winter herrscht, die kalten Winde abhielten, und in den engen Thälern, welche sie bilden, die Sonnenstrahlen mit vielfach verstärkter Kraft wirkten. Wenn man die Alpen ausnimmt; so ist das Erdreich in der flächern Schweiz weniger fruchtbar, als in den glücklichsten Gegenden von Teutschland. Auch schien mir das Gemüse und Obst im Durchschnitt weniger schmackhaft, als in unserm Vaterlande zu seyn; so wie die besten Schweizerischen Weine den besten Teutschen sehr weit nachstehen.

Wenn die Einwohner von Hirtenländern nicht durch natürliche Trägheit, oder durch eine schlechte Regierung, oder durch eine zu große Entfernung von Handelsstädten zurückgehalten werden; so ergeben sie sich leichter und eifriger allerley Fabrikarbeiten, als die Bewohner von fruchtbaren und getraidereichen Thälern, und Flächen. Das Hirtenleben läßt viel mehr Muße übrig, als der Ackerbau; und so leicht es dem Hirten wird, einen zahlreichen Haufen von Kindern aufzuziehen; so unmöglich wird es ihm, sie alle, wenn sie erwachsen sind, zu ernähren, zu beschäfftigen, und in seiner Heimath unterzubringen. Entweder also muß der jährliche Ueberschuß von Menschen auswandern, oder die Hände, die auf den Alpen, und in den Sennereyen nicht beschäfftigt werden können, müssen zu Hause Fabrikarbeiten vornehmen. Aus demselbigen Grunde also, aus welchem die gebirgigen und unfruchtbaren Gegenden Teutschlandes reicher an Fabriken sind, als die ergiebigeren und flä-

cheren Provinzen, aus eben dem Grunde ist die Schweiz in Rücksicht auf Fabriken betriebsamer, als das fruchtbare Schwaben, oder Elsaß, oder ähnliche Länder. Unterdessen ist in Ansehung der Industrie, und des Wohlstandes, welchen Fabrikarbeiten bringen, ein sehr großer Unterschied unter den verschiedenen sonst ähnlichen, und selbst benachbarten Theilen Helvetiens. Die Hirten in Graubündten, in Uri, Unterwalden, Schwyz, Wallis, Appenzell Inner-Rhoden, auf den Alpen des Cantons Lucern, und in den Bernischen und Freyburgischen Oberländern sind mit allen den Erwerb-Arten ganz oder fast ganz unbekannt, wodurch sich die Landleute in Glaris, in Appenzell Außer-Rhoden, in Toggenburg, im Zürcher-, Berner- und Basler-Gebiet, und die Bewohner der hohen Jurathäler im Fürstenthum Neuenburg so sehr bereichert haben. Wenn Chur, Sion, oder Vevay und Lausanne, Thun oder Bern, Freyburg und Lucern eine solche Verfassung, oder einen solchen Handel hätten, als Zürch, St. Gallen, Neufchatel und Basel; so würden die Landleute in den meisten bisher unbetriebsamen Theilen der gebirgigen Schweiz vielleicht nicht weniger fleißig und kunstreich, als diejenigen seyn, die jetzo für die Kaufleute, und Unternehmer in den zuletzt genannten Städten arbeiten. So wie unter den Schweizerischen Handelsstädten keine weniger Menschen außer sich selbst beschäfftigt, als Genf, die reichste unter allen; so sind unter den betriebsamen Bergbewohnern Helvetiens keine selbstständiger, und von den benachbarten Städten unabhängiger, als die Künstler, und kunstreichen Ar-

beiter in den Jurathälern des Fürstenthums Neuenburg. Diese finden alle Werkzeuge, und Materialien, die sie brauchen, bey einheimischen Kaufleuten, und können alle ihre Arbeiten an einheimische Kaufleute absetzen, ohne beschwerliche, oder zeitverderbende Reisen in die benachbarten Städte machen zu müssen, wie die Toggenburger, und Appenzeller, oder die Landleute des Zürcher- und Basler Gebiets zu thun gezwungen sind. In Trogen und Herisau, im Canton Appenzell Außer-Rhoden, und in Langenthal im Canton Bern sind Handelshäuser, die denen in St. Gallen, oder Zürch und Bern nichts nachgeben, und die daher den benachbarten Fabrikarbeitern die Vortheile von Städten verschaffen.

Der lange Friede, den die Schweiz genossen hat, und die Abwesenheit kostbarer stehenden Heere verschafft, und erhält diesem Lande das seltene Glück, daß Bürger und Unterthanen weniger Abgaben, als in irgend einem andern Reiche bezahlen, und demnach die Staaten, als Staaten, oder die Regierungen reicher, als die der reichsten, und mächtigsten Nationen Europens sind. Wenn ich Genf ausnehme, das aber auch in wenigen Jahren wieder frey seyn wird; so sind alle übrige Schweizerische Republiken nicht nur unverschuldet, sondern haben auch, einen kleinern, oder größern Schatz, und kleinere oder grössere Capitalien, deren Zinsen in Bern und Freyburg einen Hauptzweig der öffentlichen Einkünfte ausmachen.

So gewiß es ist, daß die Abwesenheit stehender Heere die Schweiz von vielen Lasten befreyt, welche

die übrigen Länder Europens tragen, eben so gewiß ist es auch, daß sie durch ihre unbewaffnete Wehrlosigkeit in der politischen Wagschaale der Europäischen Reiche und Staaten viel leichter und unbedeutender wird, als sie sonst nach dem Verhältnisse ihres Umfangs, ihres Reichthums, und ihrer Bevölkerung seyn würde. Man kann jetzo aus wichtigen Gründen zweyfeln, ob es gut gethan war, daß die Schweiz sich vom Teutschen Reiche ganz trennte. Wenn die Schweiz mit dem Teutschen Reiche in einer solchen Verbindung stünde, als die größern Fürsten unsers Vaterlandes; so würde sie allem Ansehen nach freyer, und sicherer, als jetzo seyn, und schwerlich würde der Kaiserliche Hof sie jemals auf eine solche Art behandelt haben, als der Graf von Vergennes sie in den letzten Jahren behandelt hat. Die Abhängigkeit von Frankreich wird es der Schweiz schwerlich erlauben, dem Fürstenbunde beizutreten, der sie mächtiger als Frankreich beschützen würde. Es ist noch nicht gar lange, wo der Schweiz größere Gefahren drohten, als sie seit dem Anfange ihrer Freyheit zu fürchten gehabt hat. Diese Gefahren sind glücklich vorübergegangen, und es werden vielleicht Jahrhunderte verfließen, bevor alle Umstände, die ihrer Verfassung den Untergang bringen können, von neuem zusammenkommen. Es ist ein Glück für die Schweiz, daß nicht alle die Mächte, welche die Theilung derselben nachdrücklich zu hindern im Stande sind, ihre unmittelbaren Nachbaren sind, und also nicht leicht als Genossen der Beute zugelassen werden können.

Der hohe, und weit verbreitete Wohlstand, den der Genuß eines langen Friedens, die Abwesenheit oder Mäßigkeit öffentlicher Abgaben, und Handel und Industrie hervorbrachten, sezten in der Schweiz verhältnißmäßig viel mehr, als in andern Ländern, genievolle Männer in den Stand, ihrer natürlichen Neigung zu gewissen Arbeiten, Künsten, und Wissenschaften nachzuhängen. Die Schweiz hat daher auch in dem gegenwärtigen Jahrhundert unter allen Ständen, selbst unter Landleuten, und Handwerkern verhältnißmäßig mehr berühmte Erfinder, Künstler, und Schriftsteller, als die übrigen Europäischen Länder hervorgebracht, und diese Erfinder, Künstler, und Schriftsteller zeichneten sich fast alle durch eine merkwürdige Originalität in ihren Werken aus, weil sie sich größtentheils durch eigenen Fleiß, und eigenes Nachdenken gebildet hatten. Ungeachtet aber der große Wohlstand, und die glückliche Muße, die er verschaffte, die Entwickelung vieler vorzüglichen Köpfe begünstigte; so blieb doch die Schweiz in Ansehung der wissenschaftlichen Aufklärung sehr weit hinter dem protestantischen Teutschland zurück, weil die Regierungen nicht daran dachten, die sogenannten Lateinischen, und vorzüglich die hohen Schulen so zu verbessern, wie sie in Teutschland verbessert worden sind. In der ganzen Schweiz ist keine einzige hohe Schule, auf welcher die Gottesgelahrtheit, die Rechtsgelehrsamkeit, die Arzneykunde, die Geschichte und Philosophie, mit allen helfenden oder verwandten Wissenschaften in einem solchen Umfange gelehrt würden,

und so leicht und bequem gelernt werden könnten, als auf den besten Teutschen Universitäten. Eine natürliche Folge der Unvollständigkeit und mangelhaften Einrichtung der höhern Lehranstalten ist diese, daß diejenigen Stände und Personen, denen die Verwaltung des Staats, die Handhabung von Recht und Gerechtigkeit, die Belehrung des Volks, und die Erhaltung der Gesundheit anvertraut ist: Magistratspersonen, Richter, Anwälde, Prediger, Aerzte und Wundärzte im Durchschnitt genommen weniger unterrichtet sind, als im Protestantischen Teutschland. Die Lehrer an den Schulen, und auf den Akademien werden zu schlecht belohnt, und auch sonst zu wenig unterstützt, als daß man von ihnen einen solchen Fleiß, und vorwärts strebenden Eifer, als von den Lehrern in Teutschland erwarten könnte. Unglücklicher Weise bleibt man auch in den meisten Staaten der alten Gewohnheit treu, die Lehrer der Jugend ganz allein unter Eingebohrnen, höchstens unter Schweizern zu wählen, oder wohl gar durch das Loos wählen zu lassen. In den katholischen, und selbst in den reformirten democratischen Cantonen sind Schulen und Akademien noch seltener und mangelhafter, als in der übrigen Schweiz, und daher kommt es, daß in den katholischen, und in den demokratischen Cantonen die Aufklärung der höhern Stände noch geringer, und die Unwissenheit des Volks noch viel größer ist, als in den Städten Helvetiens. Allem Ansehen nach werden selbst Spanien und Portugal den Aberglauben der vorigen Zeiten eher ablegen, und die Lehren und Ge-

bräuche der Religion eher reinigen, als die demokratische und Städtelose Schweiz. Ungeachtet Glaris sich durch die Hinrichtung der angeblichen Hexe im Jahr 1782. dem gerechten Tadel der übrigen Schweiz und des benachbarten Teutschlands ausgesetzt hat; so sind doch die Einwohner dieses Cantons dadurch nicht vorsichtiger geworden; denn es heißt, daß man in diesem sonst so betriebsamen Ländchen beynahe ein eben so schimpfliches Schauspiel wiederholt hat, als um welches willen die Glarner einige Jahre vorher so laut und bitter verspottet worden sind. Die Töchterschule in Zürch, und die neuen Schuleinrichtungen in Neufchatel sind vortreffliche Anstalten, die selbst im Protestantischen Teutschland nachgeahmt zu werden verdienen. Sonst habe ich in der Schweiz von Industrieschulen eben so wenig, als von Schulmeister-Seminarien gehört. Der Verfall der Akademien ist für die Hauslehrer nicht weniger nachtheilig, als für den übrigen Lehrstand. Hauslehrer, die bloß auf den Schweizerischen Akademien gebildet worden sind, können unmöglich im Durchschnitt so mannigfaltige Kenntnisse besitzen, als andere von ähnlichen Gaben, und Fleiße, die sich auf einer, oder einigen der besten Teutschen Universitäten aufgehalten haben. Auch werden Hauslehrer in der Schweiz weniger belohnt und geschätzt, als in Teutschland. Auf einigen Akademien müssen junge Gelehrte, die sich um eine Professorstelle bewerben, so genannte Probe machen; allein künftige Anwälde, Aerzte, Wundärzte, Richter, und andere Magistraspersonen werden entweder

gar nicht, oder nicht so ernstlich, als in Teutschland geprüft.

In Ansehung der Policey-Anstalten haben die städtischen Cantone vor den Wald-Cantonen unbestrittene Vorzüge, und unter den größern Republiken hebt sich in diesem Stücke Bern über alle übrigen empor. Kein anderer Schweizerischer Staat hat so treffliche Chausseen, ein solches Arbeitshaus und Zuchthaus, und solche Anordnungen zur Reinigung der Stadt, und zur Steurung der Betteley, als Bern. Uebrigens aber kommt auch Bern, und noch viel weniger die übrige Schweiz in Ansehung der Policey den gutgeordneten Teutschen Staaten gleich. Die Waisenhäuser, die Kranken- und Armenhäuser sind im Durchschnitt in der Schweiz mehr glänzend, als nützlich. Für die öffentliche Sicherheit ist bisher in der Schweiz fast noch weniger, als in Oberschwaben gesorgt worden; und diese öffentliche Sicherheit, so wie die gleichförmige Einrichtung von Münzen, Maaß, und Gewicht, und andere wichtige Policey-Anstalten verdienten die Aufmerksamkeit der versammelten Stände in Frauenfeld eben so sehr, als die meisten Puncte, die dort jährlich zur Berathschlagung kommen. Die Vagabonden und Verbrecher aus den benachbarten Landen können sich ungehindert in alle Cantone, und selbst in die Städte einschleichen. In manchen Städten giebt es sogar Hospitäler, wo solche Vagabonden beherbergt, gespeist, und beschenkt werden. Einbrüche, Diebstähle, und Diebsherbergen, waren bisher in Ober-Schwaben nicht häufiger, als in der Schweiz; und ich weiß es aus dem

Munde von manchen Personen, die auf dem Lande wohnen, daß sie auch bey einer zahlreichen Hausgenossenschaft in beständiger Furcht vor Ueberfällen schweben. Auf den Gebirgen in Neufchatel begegneten uns mehrere Französische Streifer von sehr verdächtigem Ansehen, die man, ungeachtet sie mit Feuergewehr bewaffnet waren, unangefochten gehen ließ. — An die Anlegung von Stutereyen zur Erhaltung und Verbesserung der Pferdezucht, an Forst- und Jagdämter, an das Zuziehen von gelernten Förstern und Jägern, und an die genaue Beobachtung von heilsamen Forst- und Jagdverordnungen ist bisher in der Schweiz eben so wenig, als an die ernstliche Aufsuchung und wissenschaftliche Bearbeitung von Bergwerken gedacht worden: bey welcher letzten Bemerkung ich die Bernischen Bergwerke in Aelen, und im Haßlithal ausnehme. Die Extra-Posten hat man auf das Geschrey von Wirthen und Fuhrleuten wieder abgeschafft. In den meisten Cantonen sind weder den Wirthen, noch den Fuhrleuten, und Schiffern bestimmte Taxen vorgeschrieben, und dieser Vorwurf trifft die größern Cantone viel mehr, als die kleineren. Wenn das Gedränge von Fremden groß ist; so erhöhen die Fuhrleute ungestraft das gewöhnliche Fuhrgeld, und eben so eigenmächtig bestimmen sie zu ihrem Vortheile die Zahl von Tagereisen, um welche Städte von einander entfernt sind. Ungeachtet der Weg von Zürch nach St. Gallen nur 14$\frac{3}{4}$ Stunden beträgt; so lassen sich doch die Kutscher in Zürch diesen Weg als einen Weg von vier Tagereisen bezahlen. Fast eben so unverantwortlich ist es, daß

man die Reise von Genf nach Neufchatel, die vier und zwanzig Stunden ausmacht, als eine sechstägige zu bezahlen gezwungen wird. Noch viel unverschämter, als die Kutscher in den Städten, sind die Bauern in den von Fremden häufig besuchten Gegenden, so bald sie glauben, daß man sie nothwendig braucht. In Unterseen hatte ein Bauer das Herz, für die Fahrt nach Lauterbrunnen fünf große neue Thaler zu fordern, weil außer seinen Pferden und Wagen keine andere zu haben waren Unter den Gastwirthen in den Städten sowohl, als auf dem Lande sind freylich viele ehrliche und kluge, die Bekannten und Unbekannten gleiche und billige Rechnungen machen; allein man kann auch selbst in den größten Städten mehrere der berühmtesten Gasthöfe nennen, wo man sich kein Bedenken macht, Reisende, die in der Schweiz ganz fremd sind, auf eine räuberische Art zu übersetzen. Solche Prellereyen haben in den letzten Jahren so überhand genommen, daß viele Fremde nicht eher abtreten, als bis sie sich vorher nach den Preisen des Frühstücks, der Tafel, und der Zimmer erkundigt, und mit den Gastwirthen, oder deren Bedienten verglichen haben. Die Concurrenz von mehrern andern hält gierige Gastwirthe nicht immer im Zaume. An manchen Orten fällt diese Concurrenz ganz weg, oder ist auch nur scheinbar; und dieser letztere Fall tritt allenthalben ein, wo ein einzelner Gasthof entweder durch seine Lage, oder durch seine Neuheit, und Größe, oder durch die Schönheit der Zimmer und Möblen beträchtliche, und oft unerreichbare Vorzüge vor den übrigen hat.

Ich habe diesen Sommer mehrere Reisende gesprochen, die in berühmten Gasthöfen für ein Mittagessen an der Wirthstafel 30, 40 bis 50 Batzen hatten bezahlen müssen, da der gewöhnliche Preis nur 15 höchstens 20 Batzen beträgt. Wir selbst haben in Locle, wo nur Ein Wirthshaus ist, für ein Mittagessen von 4 Personen einen neuen Louisd'or bis auf wenige Sols bezahlt. Wenn man nicht diesem Unfug von Seiten der Obrigkeit bald steuert; so wird die Schweiz in wenigen Jahren in einen so übeln Ruf kommen, daß manche Reisende sich vor ihr fürchten, und zu ihrem Vergnügen lieber andere merkwürdige Gegenden besuchen werden. Indem ich von Policey-Einrichtungen rede, sollte ich vielleicht auch des Mangels von Brand-Cassen und Wittwen-Cassen erwähnen. Allein die Schweiz kann bey der grossen Mildthätigkeit der Regierungen und Privatpersonen, und der Menge und dem Reichthum frommer, oder bürgerlicher oder Familien-Stiftungen, solcher Cassen viel eher, als die meisten Provinzen in Teutschland entbehren.

Ueber die Vortheile und Nachtheile der Schweizerischen Verfassungen will ich mich hier nicht ausbreiten, da ich sie im Vorhergehenden, so weit ich sie kenne, beurtheilt habe. Allein der Grund der vorzüglichen Ansprüche auf Freyheit, welche die Schweizer machen, verdient kürzlich geprüft zu werden. In den demokratischen Cantonen ist die höchste politische Freyheit da, indem alle Landleute, wenn sie kaum das jugendliche Alter erreicht haben, Theilnehmer der höchsten Gewalt, und zugleich alle zu allem fähig oder

wählbar sind. In eben diesen Staaten aber artet diese allgemeine und unnatürliche Freyheit sehr oft in ein tyrannisches Regiment aus, wo die Reichen und die Obrigkeit Sclaven des Pöbels werden, oder auch ein Theil des Volks von einer mächtigen Faction unterjocht wird. In den aristokratischen, und oligarchischen Staaten kommt die politische Freyheit nur allein den regierenden Familien zu; die nicht regimentsfähigen Bürger hingegen, und die Unterthanen haben viel weniger politische Freyheit, als in monarchischen Staaten, wo ein jeder Eingebohrner und selbst Fremder sich durch Fähigkeiten, Kenntnisse und Tugenden zu den höchsten Ehrenstellen hinaufschwingen kann. Der Abstand, in welchem in den aristokratischen Republiken die Nichtbürger von den Bürgern, und die nicht regimentsfähigen Bürger von den regierenden Geschlechtern stehen, ist ohne Vergleichung drückender, und demüthigender, als in unsern Verfassungen die Verschiedenheit der Stände, oder die Abhängigkeit aller von einem durch Grundgesetze, durch Landesstände, und Collegia eingeschränkten Fürsten ist. Wenn die bürgerliche Freyheit darin besteht, nichts thun, und nichts leiden zu dürfen, als was den Gesetzen gemäß ist; so ist diese bürgerliche Freyheit in der Schweiz oft da am geringsten, wo die politische am größten ist. Bürgerliche Freyheit ist ein Unding, oder wenigstens nicht gesichert, wo keine vollständige, bestimmte, und allgemein bekannte Gesetze, und wo keine der Gesetze kundige und unparteyische Richter und Richterstühle sind. In der Schweiz ist kein einziger Staat, der eine vollständige Sammlung von peinli-

chen Gesetzen hätte, und kein Staat, wo man von allen denen, die über das Leben, die Ehre, und Freyheit von Bürgern und Unterthanen richten sollen, verlangte, daß sie in den Rechten so erfahren seyen, als man in Teutschland von den Mitgliedern der höhern, und höchsten Gerichte fordert, Auch sind in der Schweiz gemeiniglich Kläger, Beklagte, und Richter einander so nahe, und in so mancherley Verhältnissen, daß man von den Richtern selten die vollkommne Unparteylichkeit erwarten kann, die in Teutschland stattfindet, wo der Regel nach in den meisten wichtigen Sachen die letzten und höchsten Richter Kläger und Beklagte nicht anders, als aus den Acten kennen. Wenn die Schweizer so viel wahre Freyheit besäßen, als sie zu besitzen wähnen; so würden sie im Reden und Schreiben nicht so gebunden seyn, als sie wirklich sind. So lange sie also weder die Erlaubniß, noch den Muth haben, über ihre Geschichte, ihre Verfassungen, und Regierungen so frey zu reden, und zu schreiben, als wir Teutsche können; so rathe ich ihnen, mit den wegwerfenden Namen von Fürstendienern, und Fürstenknechten, die manchen Schweizerischen Schriftstellern so geläufig sind, sparsamer, als bisher zu seyn.

Von dem Zustande der Sitten in der Schweiz rede ich im Ganzen aus eben dem Grunde nicht, aus welchem ich von den Verfassungen geschwiegen habe. Nur scheinen mir einige Tugenden, die den Schweizern als eigenthümlich zugeschrieben zu werden pflegen, Ehrlichkeit nämlich, oder Redlichkeit, und Aufrichtigkeit, oder Freymüthigkeit, einer genauern Prüfung zu bedürfen. Die erste unter diesen Tugenden streite ich den

Schweizern im geringsten nicht ab; allein ich glaube nicht, daß sie den Ruhm derselben mehr, als ihre Teutschen Nachbaren verdienen. Wenigstens haben ich und viele andere Teutsche gefunden, daß die Wirthe, Kaufleute, Kutscher, Schiffer, Bediente und Handwerker in der Schweiz es sich nicht weniger, als anderswo, angelegen seyn lassen, von Fremden allen möglichen Nutzen zu ziehen. Aufrichtigkeit oder Freymüthigkeit findet man in den demokratischen Cantonen, wo der Bauer sich oft weder vor der Obrigkeit, noch vor den Gesetzen fürchtet, und sich deßwegen ein unumschränkter Herr zu seyn dünkt; sie geht aber auch, wie in einigen Teutschen Handelsstädten, und in einigen Provinzen des südlichen sowohl, als des nördlichen Teutschlandes in Grobheit und unerträglichen Bauern-Stolz über. In den Städten hingegen, und besonders in den aristokratischen Städten herrscht nach meinen eigenen Erfahrungen, und nach den Geständnissen vieler Schweizer, mit denen ich bekannt geworden bin, so wenig Freymüthigkeit, daß ich vielmehr Verschlossenheit, und Mißtrauen als charakteristische Züge der Gemüthsart der Schweizerischen Städte-Bewohner angeben möchte. In den Schweizerischen Städten fürchten sich die Obrigkeiten vor den Bürgern und Unterthanen, und diese vor jenen viel mehr, als in gemäßigten monarchischen Staaten; und beide beobachten sich daher viel ängstlicher, als anderswo, um keine Blößen zu geben. In eben diesen Städten haben zu viele Personen und Familien an der Regierung Theil, als daß nicht Eifersucht, und Parteyen entstehen, und die wirklichen, oder künftigen Mitglieder der Regierung, und deren Verwandte in feindse-

lige Factionen spalten sollten. Solche Familien-Spaltungen sind den Schweizerischen Städten viel häufiger, viel heftiger, und langwieriger, als in den Teutschen. Weil nun fast jede angesehene Familie ihre Parten, und Gegenparten hat; so nehmen sich alle, so viel sie können, in Acht, um ihre Absichten, oder Entwürfe nicht merken zu lassen, und jede lauert ihren Gegnern mit unausgesetzter Aufmerksamkeit auf, um ihnen etwas anzuhängen, oder abzugewinnen. Aus dieser Lage der Dinge entstanden die engen Cotterien, auf welche der Umgang fast ganz allein eingeschränkt ist, und die Abwesenheit großer gemischter Gesellschaften, in welchen Personen von allerley Ständen, Geschlechtern und Altern sich zu freundschaftlichen Unterredungen, oder andern geselligen Vergnügungen versammeln. Aus eben dieser Quelle entspringen die Zurückhaltung, und die Vorsicht, die den städtischen Schweizern so sehr zur Gewohnheit werden, daß sie dieselben auch gegen Fremde, die sie kennen und schätzen, weniger und später, als im Durchschnitt die Teutschen ablegen. Wer es für nothwendig hält, oder gewohnt ist, stets auf seiner Hut zu seyn, der ist auch geneigt, manche Reden und Handlungen anderer, denen er nicht traut, mißzudeuten, und ich glaube daher bemerkt zu haben, daß die städtischen Schweizer reizbarer, und leichter zu beleidigen sind, als die Teutschen.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

20 Gr

Meiners

1791

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Meiners, Christoph, 1747-1810

Briefe über die Schweiz

Bd.: 4

Tübingen (1791)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 6345 -4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11249077-0
VD18 12501840-001